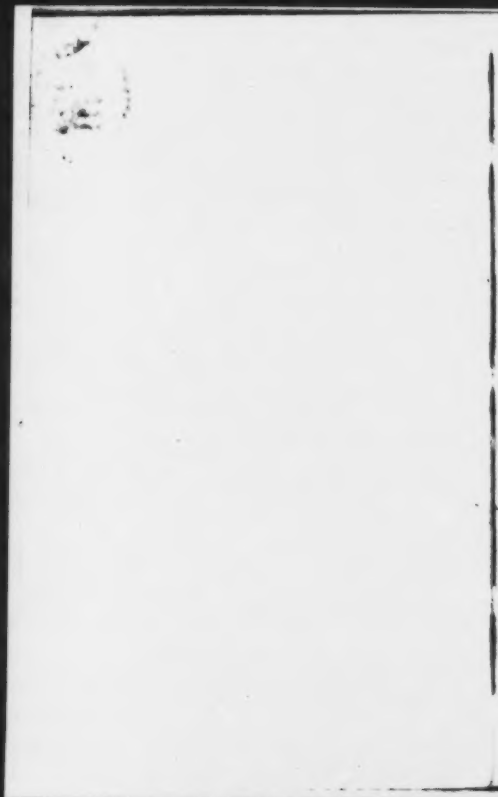


Berlin und die Berliner.

Ich bin keines von den Großen,
Doch willst du, mit mir vereint,
Seine Schritte durch's Leben nehmen.
So will ich mich gerne bequemen,
Dein zu sein auf der Stelle."

Goethe





Weber's Illustrierte Reisebibliothek.

Berlin und die Berliner.



In Wort und Bild

von

Ludwig Köffler.

Mit 60 in den Text gedruckten Abbildungen

Leipzig

Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber.

1856.

33047



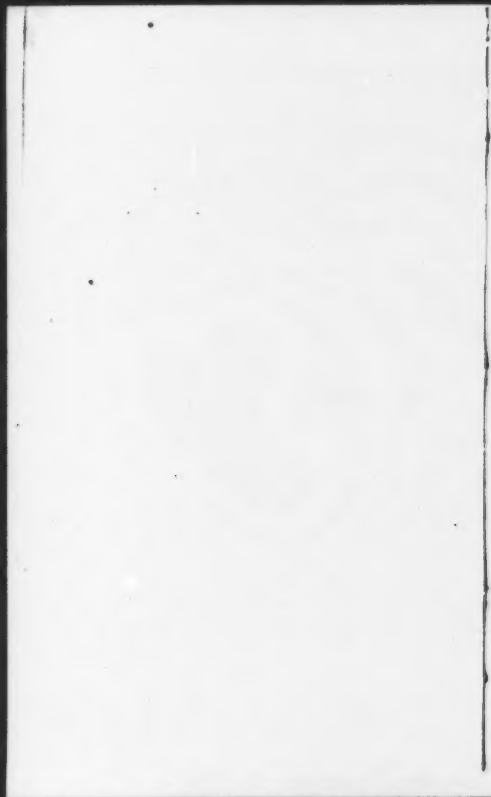
Inhaltsverzeichnis.

	Seite		Seite
I.		IX.	
Vom großen Fürstlichen bis zum		Kaufleute und Gendarmen . . .	63
großen König	3	X.	
II.		Musik	76
Festtheater und Abendpromenade . .	30	XI.	
III.		Berlin im Grünen. Hier und dort	83
Nach elf Uhr Abends	36	XII.	
IV.		Umgegend. Extralabel nach dem	
Ein Nachmittag in Wiesbaden . . .	38	Einlenkung	92
V.		XIII.	
Eine Nacht in der Stadttheater . .	40	Stralower Reitschule und Kriegerdenkmal	108
VI.		XIV.	
Königsplatz. Wie man ihn und		Vor dem Kaiserlichen Theater. Parade	
hört	42	und Wettrennen	118
VII.		XV.	
Preussische und Reichsarmee . . .	50	Wie Berlin saugt, d. h. außer Dörfen	
VIII.		und Schornsteinen	125
Arztbesuch. Reiter der Zeit . . .	56	XVI.	
		Schluss	137

Verzeichniß der Abbildungen.

	Seite		Seite
Affenhaus im Zoologischen Garten	90	Rauher.	
Am Geyngbrunnen vor dem Neuen Museum	9	Der Schulstube	126
An der Ecke des Kranzler	35	Der Sommer	126
Anfangsbeigette (Anschlagtafel)	3	Der Student	127
Atrium, Negativbild, im Neuen Museum	11	Der Tander	128
Auch eine Gonditorei	74	Der Beamte	129
Älterngut im Zoologischen Garten	94	Der Weinreife	130
Canakademie, die	105	Der Wastet	131
Carlton, Ansicht von	52	Der Zwickbürger	132
Cethanien	65	Der Northmann	133
Schlingendekorationen	40	Der Arbeiter	133
Grabenburger Thor, das	38	Die Grille	135
Durch den Wald nach dem Hinfen- weg	100	Der Gummier	135
Ein Abend der Zeit	51	Kandverläufer	46
Einer, den die Todten ernähren	119	Schwerer aus Verbanen	66
Heurwehr	115	Schleiermacher's Grabmal	119
Hinfenkung, der	104	Schloß, das königliche	5
Hilfswörter	46	Schloßbrücke, die	15
Hofmüll. „Wohn der Wand u.“	68	Schlusbeigette	138
Im Garten des Friedrich-Wilhelm- städtischen Theaters	50	Ericsbürger auf einer Landpartie	54
Im Warteisale	96	Sommerwohnung zweiter Klasse im Thiergarten	66
Kremer Handwerk, ein	100	Sommerwohnung zweiter Klasse im Thiergarten	66
Kuchenhaus, eine	60	Strandau, Ansicht von	101
Kandpattie, eine verunglückte	96	Strandauer Berg, der	100
Verelassen. „Ich bin ein Preusse u.“	61	Strassenfeger	47
Mitglied des Vindensubs	25	Tunnel des Gesellschaftshauses	32
Museum, das neue	9	Universität, die	17
Nasenbinder, ein	111	Unter den Linden	27
Defnung des Berliner Aulberns	105	Vergrößerung eines Milchgeschäfts	34
Omnibus nach dem Hinfenkung	102	Der Kranzler & Gonditorei	71
Oreendaus, das	78	Vertheilbarer Platz im Cour	94
Palast, das, der Prinzen v. Preußen	19	Waldthel - Gindler	48
Platz vor der Neuen Wache	16	Weidwieder	56
		Weidwieder	56
		Zeitungsgang, das, in Wader	36

Berlin und die Berliner.



Vom grossen Kurfürsten bis zum grossen König.



lese Aufschlagsäulen, einer der neuesten genialen Gedanken des nach Monumenten jagenden Berlins, sind es, die sagen, wie es jetzt um Berlin steht: Schwindel — nichts als Schwindel. Alles, was irgend einen Unrath los werden will, preist sich und seine Sachen hier in der lächerlichsten, marktschreierischsten Weise an. Eine Ueber-

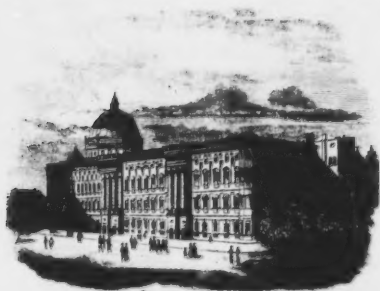
schwemmung — keine Ueberschwemmung; — ein Wunder — kein Wunder u. s. w. sind die fördernden Anfangsbredendarten, in

denen sich namentlich die Kleidermagazine überbieten, um dem Publikum zu sagen, daß ein ganzer, sauber gearbeiteter, eleganter Anzug prim. qual. für $2\frac{1}{2}$ Thlr. verkauft wird, nur um der überhandnehmenden Concurrenz einen Damm entgegenzusetzen, — nur um sich zu ruiniren. Was das Aeußere dieser Säulen betrifft, so sind sie so geschmacklos und viel leicht auch so unpraktisch wie möglich und ganz unser würdig, die wir stets fremde gute Einrichtungen durch unser Verballhornirungs-System zu Grunde richten. Den Bewohnern der Häuser, vor denen diese prächtigen Architecturen stehen, nehmen sie die Aussicht; und eine gewisse malerische Lieverlichkeit, die in dem wirren Durcheinander der Zettel an Häusern und Bäumen lag, muß der Sucht weichen, Alles in spanische Stiefel zu schnüren. Weder das Publikum, dem der Zweck dieser Säulen als ein viel wohlthätigerer geschildert wurde, noch die Stadt, noch der Ruf unseres Geistes, (wenn es nicht etwa als ein Witz, als eine Veräußlung betrachtet werden soll), Nichts gewinnt durch diese neue Einrichtung. Nur der Buchdrucker Vittas ist es vielleicht. Dem wurde dies Unternehmen bewilligt und, nach dem strengen Verbot die Zettel irgend wo anders anzuflehen, theilt er die Säulen in Felder und läßt sich nach Raum und Zeit ihrer Benutzung bezahlen. Mit diesen harmonirend werden die Straßenbrunnen bekleidet, an denen mir selbst die frühere schlechte Form besser gefiel, als diese Klumpen. Gewar doch noch immer eine Form! Doch laßt es nur gut sein — laßt nur kurze Zeit vergehen, und man wird auch, in entlegenen Stadtwinkeln verkommende Reste, die gerechteste Anerkennung — eine gewisse Verehrung der gefallen Größe zollen.

Aber Berlin hat auch seine Monumente, die es einen

der ersten Plätze unter den Städten einnehmen lassen, Monumente, die stolz herabsehen können auf Alles, was man sonst noch geschaffen. Am hervorragendsten unter denselben ist die Reiterstatue des großen Kurfürsten auf der langen Brücke. 1700 wurde dies Meisterwerk Schlüter's von Jacobi in Erz gegossen und am Geburtstage König Friedrich's I. (1703) aufgestellt. In Auffassung, Verhältniß und Ausführung hätte dies Bildwerk allen später entstehenden zum Muster dienen sollen, wenn nicht Jeder dächte, es besser zu machen, als der Andere.

Von diesem bronzenen Helden, der ungefähr den Mt.



Das königliche Schloß.

telpunkt der Stadt bildet, entwickelt sich nach allen Seiten emsiges Leben und, am königl. Schlosse vorüber, eine der schönsten Promenaden Berlins. — Machen wir dieselbe

und treten wir von Zeit zu Zeit ein in das Innere der stolzeſten Gebäude. Zuerſt ſehen wir das 1437 Fuß im Umkreiſe große Viereck des königlichen Schloſſes mit ſeinen vier Höfen. Verſchiedene Jahrhunderte ſind in der Architectur deſſelben vertreten, die uns, mit wenigen andern Ueberbleiſeln des Mittelalters, einen Blick in die Geſchichte Berlins thun laſſen. Blicken wir!

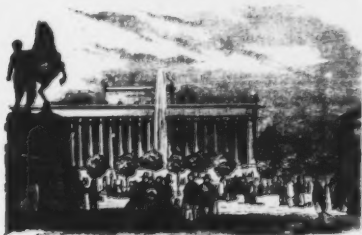
Im J. 1307 wurde der Magiſtrat der beiden damaligen Schweſterſtädte, Köln und Berlin, vereinigt. Erſteres führte ſeinen Namen nach den Kollnen (Pfählen), auf welchen die von Albrecht dem Bären in Sümpfe und Moräſte gedrängten Wenden ihre Gebäude errichteten. Letzteres (Berlin) bedeutet einen wüſten Lehmboden, und die Bezeichnung iſt, mit Ausnahme weniger Punkte, nur leider zu richtig. Im Jahre 1165 waren Niederländer ſo leiſchſinnig, ſich hier durch Bebauung und Bevölkering nützlich machen zu wollen. Erſteres glückte ihnen ſpärlieh; letzteres gelang vortrefſlich, was die nicht zu diſſicile Mitwelt dankbar anerkennt. Kurfürſt Friedrich II. trennte die Städte wieder, und erſt Johann Cicero erhob Berlin zu Ende des 15. Jahrhunderts zu einer feſten Reſidenz, welches bis dahin Spandau war. Das Lagerhaus in der Kloſterſtraße, in jener Zeit das „Hohe Haus“ genannt, war damalige kurfürſtliche Reſidenz und — wie ſich die Zeiten ändern! — wo einſt der harte Gſtrich unter dem Tritte der Geharniſchten erdröhete, als Burggraf Friedrich den Landräubern (den Quigow's, Kow's und Butlig') den Untergang ſchwor, da arbeitet jezt ſtill und in Frieden Meiſter Rauch. Kurfürſt Friedrich ſing 1451 den Bau der Burg an der Spree an, den aber Joachim II. 1558 wieder niederreißen und durch Gaſpar Ibeis neu erbauen ließ. Der düſtere Ibeil mit ſeinen

Winkeln und Ecken, dessen untere geheimnißvolle Ausgänge von den Wellen der Spree umspült werden, ist ein Rest derselben. Erst unter König Friedrich I. wurde, da der dreißigjährige Krieg einen Querstrich durch die Finanzen gezogen, fortgearbeitet und 1699 der Anfang mit der Lustgartenseite gemacht. Schlüter und Gosander von Goethe, später Böhme, vollendeten 1710 das Ganze. Erst in den letzten Jahren ist über dem Portal an der Schloßfreiheit, das eine Nachbildung des Triumphbogens des Septimius Severus ist, von Stüler und Hofbaurath Schadow ein kolossaler Kapellenturm mit biblischer Inschrift errichtet, und nach der Lustgartenseite zu eine Terrasse angebaut mit den beiden russischen Pferdehäudigern vom Baron v. Glödt und einem Deute witternden Adler von Fratin.

Die 600 Zimmer des Schlosses, die theils zur Wohnung für König und Königin, theils für Staatsrath, Hofmarschallamt und Andere dienen, sind theilweise dem Fremden geöffnet. Die Zimmer Friedrich's I. mit ihrem geblegenen, finstern Getäfel, — die des großen Königs mit ihrem überschwenglichen Reichthum in Linien und tausenderlei Nippes, — der Mittersaal mit seinen gold- und silberstropenden Stiegen, — die Bildergalerie mit den Schätzen eines Van Dyk, Giulio Romano, Rubens und Anderer, — der weiße Saal in seiner heiteren Pracht, — die neue Kapelle mit ihrer 115 Fuß hohen Wölbung und ihren Propheten, Evangelisten, Patriarchen, Märtyrern, Reformatoren, Fürsten, Velden und Gott weiß was noch! — Alles dies wird einen bleibenden, großartigen Eindruck hinterlassen, selbst wenn man der gleichen Fürstenwohnungen schon in großer Zahl gesehen hat.

Dem Schlosse zunächst liegt in dem Lustgarten der Dom,

die unscheinbare Vörse neben einer Pumpanstalt — und das Museum. Ersterer ist allerdings noch eine partie honteuse von Berlin, über die eine hochgestellte Person geäußert haben soll: „Ich würde das Ding in die Luft sprengen, wenn das Pulver nicht so theuer wäre.“ Das einzige Werthvolle in diesem, mehr einem Concertsaale, als einer Kirche gleichenden Gebäude sind die Grabmäler einiger Fürsten, und hierunter besonders der bronzene Sarkophag des Kurfürsten Johann Cicero, 1540 von Job. Vischer in Nürnberg angefertigt.



Das ältere „Neue Museum“.

Ein kolossaler Tombau steht seit einigen Jahren bevor, auch ist die Fürstengruft, nach der Idee des Pisaner Campo Santo, fast vollendet — aber — Geld! Geld! Geld! — Wir haben und bauen noch fortwährend so viele Kirchlein, daß uns endlich eine Kirche nicht schaden würde. Die größte, an der neuerdings gearbeitet wird, ist in dem ärmsten Stadtviertel, in der Weberstraße. Die Kosten hierzu sind theilweise durch Sammlungen aufgebracht, wodurch sich wieder

die Leute aufgebracht fühlten, die sagen, daß sie, um Gottes Wort zu hören, schon ein Stückchen Weges weiter gehen wollten.

Eine der glänzendsten Bauten der Neuzeit ist das „Neue Museum“ von Stüler, das mit dem früheren von Schinkel erbauten „Neuen Museum“ durch Arkaden verbunden ist und das in wenigen Jahren Alles enthalten wird, was Berlin an Kunst und Alterthumschätzen zerstreut besitzt. Das ältere „Neue Museum“, vor dessen Freitreppe die 1500 Gentner wiegende Granitschale ein Parasol der Kin-



Am Springbrunnen vor dem ältern „Neuen Museum“.

dermädchen und Soldaten, — der Springbrunnen ein abkühlendes Staubbad der aus den miasmatischen Schulstuben entlassenen Jugend bildet, enthält in seinem äußeren Säulengange außer Rip's Amazone, die Bildungsgeschichte der Schöpfung und die geistige Entwicklung des Menschengeschlechtes. Es sind Frescobilder, die nach Schinkel's Entwürfen von Schülern des Director von Cornelius ausgeführt sind. Durch die prächtige Rotunde, in der uns ein

Geſühl von Befangenheit, ein heiliger Reſpect vor der Kunſt **überkommt**, tritt man in die viel Schönes enthaltende Skulpturengallerie. Im obern Stock iſt die Gallerie alter Gemälde, die manchen liebenswürdigen Niederländer, manchen imponirenden Italiener und einen ganzen Wuſt von Madonnen auf Goldgrund enthält, dennoch aber kein ſonderliches Intereſſe einflößt. Nur durch die durchdachte Anordnung in Bezug auf Kunſtgeſchichte ſteht dieſe Sammlung faſt einzig in ihrer Art da. In den untern Geſchoſſen des Gebäudes ſind die Gemmen, worunter beſonders erwähnenswerth der Carneol mit den fünf Helben von Theben — die Bronzen mit den alten Waſſenſtücken — die Münzen und die Thongefäße, unter denen die etruuriſchen durch ihre Originalität vor allen die Aufmerkſamkeit erregen.

In das neueſte Muſeum tritt man jezt, wo der Bau noch nicht vollendet, zuerſt durch den Saal für nordiſche Alterthümer. Für dergleichen Scherben iſt nun wirklich ein ganz ſpecieller Sinn nöthig, denn ob eine verroſtete Weiſſpige, die man nur als ſolche anerkennt, wenn einem der Katalog die Verſicherung giebt, ob man dieſe in Angermünde oder Bernau oder Stendal gefunden, iſt dem Laien völlig gleichgültig, ebenſo, aus welchem Hünengrab dieſes oder jenes Waſchbecken von mehr oder weniger Formloſigkeit ausgegraben. Nur wenige Gegenſtände zeigen die Richtung zu einem feineren Geſchmack. Intereſſanter dagegen ſind die Malereien, die ſich an den oberen Wänden entlang ziehen und Darſtellungen aus der bilderreichen Götterlehre unſerer Vorältern enthalten. Gerda, Odin, Frigga, Baldur, Loki, Tyr und die Walkyrien ſpielen da in etwas, aber nicht viel verſtändigerer Reihenfolge durcheinander. Diejenigen Malereien, welche uns durch Farbenreiz

und eine gewisse moderne Heppigkeit am meisten anziehen, sind von G. Richter.

Durch eine Vorflur zum Treppenhause gelangen wir in ein ägyptisches Atrium mit von oben einfallendem Licht. Säulen, denen des aufgefundenen Tempels von Karnak



Ägyptisches Atrium im „Neuen Museum“.

nachgebildet, tragen das Deckengesims. Eine derselben enthält in Hieroglyphen die Inschrift: „der königliche Sonnenaar,

Preußens Rächer, König, Sonne und Stütze Preußens, **Sohn** der Sonne, Friedrich Wilhelm IV., vom **Tof** und der **Saf** geliebt, der **Regreiche** Herr des Rheins und der Weichsel, der erforsen ist von der Germania, hat aufstellen lassen in diesem Gebäude Colosse, Statuen, Bilder und Bildwerke, Säulen, Särge und vieles Gute, was hergebracht ist aus Aegypten und dem Mohrenlande.“ Ich habe es nicht überlegt — ich muß es glauben. Zwei der **starren** finsternen Statuen aus schwarzem Porphyr, Könige jenes geheimnißvollen Volkes, blicken uns still und ernst entgegen, Landschaften an den Wänden der den Hofraum umlaufenden Gallerie verlegen uns durch ihre Naturtreue in jene Gegenden: nach Memphis, Theben, Karnak, Gifu, Meroe. Weiter schreitend finden wir in den anderen, zu dieser Abtheilung gehörigen Hallen, eine reiche Sammlung von ägyptischen Großen des Reiches und eine Unzahl aus Gräbern geholter Gegenstände des häuslichen Lebens, die uns zeigen, wie weit jenes Volk im Geschmack vorgeschritten war. Reizende Flechtarbeiten, metallene Schmuck- sachen, Hausapotheke und Lederball, Waffen und Würfel, Götterbilder und einbalsamirte heilige Thiere enthüllen uns fast vollständig die kleinen Geheimnisse einer damaligen Privatwohnung. Papyrusrollen erzählen dem Alterthumsforscher die Mythen der Tempel oder verrathen den Speise- zettel irgend eines ägyptischen Bern; Gräber, Särge und Mumien zeigen uns die Menschen, die damals lebten, und was im besten Falle aus dem Menschen wird. Es ist wirklich nichts Gerinaes, statt in der Erde zu versauern, nach 2000 Jahren irgend ein Museum mit seinen Knochen zu schmücken und die Leute auch noch im Tode zu Narren zu haben. Der großartigste Raum des ganzen Gebäudes ist

das Treppenhaus. Eine wahre Verschwendung von Raum. In diesem, an den oberen Wänden entlang, sind die sechs Wandgemälde von Kaulbach, welche die culturgeschichtliche Entwicklung des Menschengeschlechtes darstellen. Drei derselben mit ihrem Nebenwerk (also eine Wand) sind fertig. Es sind die Zerstörung des babylonischen Thurmes (Sonderung der Sprachen), die Blüthe Griechenlands (Verehrung Homer's) und die Zerstörung Jerusalems (Sieg der römischen Welt Herrschaft) — verbunden durch „Sage, Geschichte, Wissenschaft, Poesie, Jüde, Venus“ und andere allegorische Gestalten. Die drei folgenden werden sein: „die Hunnenschlacht“, an der augenblicklich der Meister und der Schüler (Schüler) arbeiten, „die Kreuzfahrer auf Golgotha“ und ein Gegenstand aus der neuern Zeit, der noch nicht über bestimmt ist; Kaulbach will die Reformation, Andere wollen anders! Ein ungeheurer Fries, der sogenannte „Kinderfries“, zieht sich über sämtlichen Malereien fort. Er zeigt in Kindern und Thieren, die durch Arabesken verbunden sind, die Hauptmomente der Welt- und Culturgeschichte. Hier prangt auf dem Becken ein grinsender Romulus Augustulus, dem die Krone über das verzerrte Gesicht rutscht; — dort leckt ein Hund dem Maler die Farben von der Palette; hier unterrichtet ein Wiber die Menschen in der Pantomime; — dort zerrt ein Teufelchen den unglücklichen Alchimisten an der Nase, der sich erkümbt nach dem Stein der Weisen zu forschen. Mit wenigen, aber geistreichen Strichen gezeichnet, mit vielen, aber scharfen Flecken ausgestattet läßt und dieser Fries den wahren Kaulbach — den Illustrator des Reinecke Kuchs — finden.

Wir sind im zweiten Stockwerk. Es enthält die Gipsabgüsse der bedeutendsten griechischen und römischen Antiken und die Abtheilung für mittelalterliche Skulptur. In bei

den *ersten* zeigen auch hier die herrlichsten Wandgemälde *Hellas* und Rom wie es war, in letzterer eine Anzahl Deckengemälde die Brustbilder der deutschen Kaiser.

Das dritte Stock enthält das großartige Kupferstichkabinett mit seiner halben Million Kupferstiche und seinen circa 20,000 Handzeichnungen aus allen Zeiten und von allen Nationen. Eine prächtige Einrichtung zeichnet es nächst seiner Reichhaltigkeit vor ähnlichen Sammlungen aus.

In dies Stockwerk kommt außerdem die jetzt im königlichen Schlosse befindliche Kunstkammer mit allen möglichen historischen und besonders culturgeschichtlichen Schnitten und eine Sammlung von Holzarbeiten, prächtigen Meubles und dergleichen. Jede besondere Abtheilung des Gebäudes ist, ihrem Inhalt entsprechend, auf das Ueppigste ausgestattet, und wenn ich in dieser großen Schöpfung etwas vermisste, so ist es eine Gemäldesammlung der Neuzeit. Wenn wir moderne Gemälde auch nach allen Richtungen in den Sammlungen unserer kunstliebenden Privatpersonen finden, und die Gallerien des Grafen von Haczynsky, des Kaufmann Ravené, des Consul Wagner und der Kunsthändler auf das Bereitwilligste jedem Kunstfreunde geöffnet sind, so dünkte ich, müßte ein mit so verschwenderischer Freigebigkeit hergestelltes Museum einer solchen nicht entbehren. Deutsche, Franzosen, Engländer, jedes Volk müßte hierin seine Vertreter haben.

Das Museum hinter uns lassend, gehen wir über die Schloßbrücke, die vom Berliner Weg wegen ihrer acht Gruppen aus weithin leuchtendem carrarischem Marmor auch „pont des sauculottes“ genannt wird. Diese Gruppen stellen das Leben eines altgriechischen Kriegers dar und sind größtentheils herrliche Arbeiten von Drake, Schiefelbein, Bläser, Wredow, Möller und Wichmann. Darauf folgt rechts das

Zeughaus, links das Haus der Commandantur (das nur durch seine renommierte Stellung die Aufmerksamkeit auf sich zieht)



Die Schleibrücke.

und die Schinkel'sche Pauschule, ein großes fast formloses Quadrat, von dem die Architekten sagen, es sei ausgezeichnet schön. Ob das des Namens „Schinkel“ wegen geschieht, oder der Einzelheiten (z. B. der Fenster) wegen, weiß ich wirklich nicht.

Das Zeughaus ist eins der mächtigsten und originellsten Gebäude Berlins. Es wurde im Jahre 1695 nach Nehring's Plan begonnen. Die vier Statuen, die den Eingang umgeben, sind affectirte fleischige Frauenzimmer, wie sie der Geschmack jener Zeit wollte, dahingegen die

Köpfe sterbender Krieger, welche über den Fenstern des Hofes angebracht sind, weltberühmte Meisterwerke Schlüter's.



Die Universität.

Das Innere ist wie das Innere eines Zeughauses; wer dafür schwärmt, kann sich die Erlaubniß zum Eintritt holen und dann die Bajonette zählen.



Platz vor der Neuen Palace.

Die „Neue Wache“, zu der wir ferner kommen, ist von Schinkel in Form eines römischen Castrum gebaut und hat zu beiden Seiten ihrer Hauptfront die Statuen Scharnhorst's und Bülow's von Rauch. Zwischen ihr und dem dahinterliegenden, nicht ohne Grund von starken Karvattiden gehaltenen Ministerium der Finanzen, liegt ein kleines Kastanienwäldchen, mit mittäglicher Musik der aufziehenden Wache und Sammelplatz vakanter Musikanten.

Nun folgt die prächtige Universität (das frühere Palais des



Die Universität.

Prinzen Heinrich von Preußen), die eine der reichhaltigsten zoologischen Sammlungen und das anatomische Museum enthält. Der hübsche Garten, voll exotischer Pflanzen,

Berlin u. die Berliner.

schließt sich an obiges „Kastanienwäldchen“ an, das in seinem verstecktesten Winkel die Singakademie schamhaft verbirgt. Wie groß und stattlich aber auch die Universität da steht, desto dürftiger ist das Studentenleben. Ein solches existirt nicht; denn man kann unmöglich das Gebahren einzelner übermüthiger Jünglinge dazu rechnen, die, mit ihren Corpsbändern geschmückt, in den Bierkneipen die Gäste insultiren und sich dann hinauswerfen lassen; die ihren Stolz darin suchen, den Wirth „anzupumpen“ und „durchzubrennen“. Der Berliner Student lebt fast unbemerkt, er verschwindet in der Kluth der vielen verschiedenen Stände. Der jugendlich burleske Ton der kleineren Universitätsstädte geht hier unter; — der frische Quell versiegt im Sande.

Die linke Seite der imposanten Straße bilden ferner das bescheldene, fast an's ärmliche streifende Palais Friedrich Wilhelm's III. mit seinem Anhängsel, dem Prinzessinnen-Palais, dann die Statuen Blücher's, Moltke's und Gneisenau's von Rauch, die gleich der Gruppe des Laokoön da stehen und nur, statt von Schlangen, von wulstigen Mänteln erdrückt werden, — und das Opernhaus.

Die Königl. Bibliothek, dieser Speicher voll *nutrimentum spiritus* in Mococco-Kommodenform, das noble Palais des Prinzen von Preußen und die Akademie der — kaum wage ich das näher bezeichnende Wort „Künste“ hinzuzufügen — schließen, mit dem Eingang in die prächtige Promenade „unter den Linden“, diese großartige Straße.

Hier macht, wie im Anfang unseres Spazierganges, der große Kurfürst, — die herrliche Reiterstatue Friedrich's des Großen — einen Punkt. Es ist dies die reichste Schöpfung Rauch's, denn das Piedestal allein wird von einigen 30 lebensgroßen Figuren von Staatsmännern, Feldherren, Ge-

lehren, Künstlern jener Zeit eingenommen. Ein in die Augen fallender Vorwurf ist vielleicht dem Standbilde zu machen, der

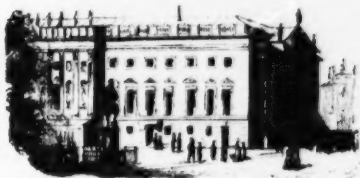


Palais des Princes von Preußen.

bei Schlüter's Statue so schön vermieden wurde. Schlüter hat das richtige Verhältniß zwischen Hauptfigur und Piedestal gefunden, während man hier sagen kann, der große König würde immer noch hoch genug stehen, wenn er nicht so hoch stände.

Hoftheater und Abendpromenade.

Es ist Theaterzeit. Gehen wir in das Opernhaus, in dessen Nähe wir stehen. Große Queue, Andrang, Conflabler, Arretirung! — Nur mit genauer Noth ist noch ein Billet zur Tribüne von einem Unterhändler zu erlangen. „Was wird denn gegeben?“



Das Communale.

„Ein Lustspiel und ein Ballet.“

„Ach Herr je!“

„Na, wenn Sie das nicht sehen wollen, so gehen

Sie doch ins Schauspielhaus, da wird alle Lage Schiller, Goethe oder Shakspeare gegeben, da ist immer noch Platz. Immer classisch!" "

Der Saal wird drückend voll, nur der erste Rang leidet bis zum Ballet an einer kränklichen Dürre. Erst dann kommt die Garde und Diplomatie, und ein für beide Theile verderbliches Kreuzfeuer beginnt zwischen ihnen und der Bühne. Mit tubusförmigen Operngläsern wird auf die für 250 Thaler jährlich gemiethteten Engel und Nymphen geschossen, die ihrerseits durch Batterien von indiscreten Rächeln und herausfordernden Blicken aus dem Arsenal ihrer Reize antworten und auf diese Weise häufig die jährlichen Revenüen bis zu ungeahnter Höhe steigen sehen. Das Haus an sich ist prächtig, aber im Proscaenium fast überladen, die Breite desselben von 34 Fuß fast zu mächtig. Acht üppige, halbnackte Weiber schmiegen sich an die mit goldenen Kapitälern gezierten Hauptpilaster. Es sind unter Andern die Klugheit, die Freude, die Kritik, die Furcht. Was soll aber unter ihnen der Witz und die Unschuld? Soll ersterer als Eunuche diesen allegorischen Harem in Schranken halten, oder ist er da, weil die Unschuld im Theater angebracht ist? In irgend einem Bezug zur Bühne können beide absolut nicht stehen. Wälder im Dofensitz zieren den Plafond, das hauptsächlichste derselben stellt eine Soirée bei Jupiter dar. Als ob jede Vorstellung ein Schauspiel für Götter wäre! Die Beleuchtung, sowol des Zuschauerraumes durch den herrlichen großen Kronleuchter, wie besonders der Bühne, die in jedem Augenblick in ein anderes Licht gesetzt werden kann, ist unübertrefflich.

Seit Louis Schneider Hofrath, Rüthling auch todt und Gern langsam dahinzieht, ist das Lustspiel anzusehen als eine

Arbeit, die nur Döring mit seiner Vanquier-Müller-Ökonomie von Zeit zu Zeit auf angenehme Weise unterbricht. Das Ballet ist, was das Chor anbetrifft, nur noch das Gespenst des früheren. Klapperdürre oder schwammige Körper bilden jetzt das grause Verhängniß der gefüllten Geldbeutel. Marie Taglioni, Signora Fotti, Mad. Brue sind die reizendsten Erscheinungen unter der solotanzenden, glücklich stuirten Minorität. Letztere lächelt noch dasselbe jugendlich frische Lächeln, schwebt noch mit derselben zarten Eleganz über das Theater, wie vor fünfundzwanzig Jahren. Sie kann noch heute mit dem niedrigsten, eben erst entpuppten „Bacchisch“ rivalisiren. Decorationen und Maschineries, Costüme und Koketterie lassen nichts zu wünschen übrig.

Die Opernvorstellungen sind größtentheils brillant in der Ausstattung, wenn auch einige arme verwahrloste Kinder darunter sind, wie der Kreischütz und Jeffonda. Die Darstellung ist oft mangelhaft genug, nur Johanna Wagner, Mad. Köster, die in Gervanthe, Prophet und andere große Opern bewundernswerth sind, und Th. Formes bilden den Schmuck dieses Asyls für gefallene, dieses Freithauses noch nicht anerkannter Größen.

Am besten steht es mit dem Schauspiel: Kott, Döring, Dessoir und der weithin schreiende Hendrichs, wie die Tamen Viertel, Fuhr, Hoppe sind immer noch Darsteller, an denen man sich einmal erfreut. Es müßte denn gerade Darvison als Gast hier sein und die Koryphäen ad absurdum führen. Wenn es aber so fortgeht, dann wird die Erklärung der beiden reitenden Musici, des Leierers und des Flötisten auf den Treppentritten des Schauspielhauses, doch wahr, und man kann behaupten, „wenn der dieselbe Leier so fortspielt, dann geht die Kunst flöten.“

Orchester und Overnchor verdienen alle Hochachtung, wenn auch ersteres etwas von der stolzen Höhe, auf die es Spontini's Despotismus gebracht, herabgestiegen ist. Jedes einzelne Mitglied desselben ist Virtuose durch und durch, von der ersten Violine an bis zum Pauken- und Gimbelschläger. Die umfangreichsten musikalischen Kenntnisse sind erforderlich, nur um als Accessist dem Institut beizutreten. Letzterer, der Overnchor, enthält Kräfte, die sich, theils durch Unterricht, theils durch Quartett für Privatgesellschaften eines ausgezeichneten Rufes erfreuen. Wie anziehend eine solche Stellung sein muß, beweist eine kleine Geschichte. Ein Chorist, der Bruder eines anerkannten Sängers an einer kleineren Hofbühne, wird von diesem aufgefordert, auch dorthin zu kommen, um einen vortheilhaften Platz einzunehmen. Wie groß aber ist dessen Erstaunen, als er auf das liebevolle Anerbieten die abschlägliche Antwort mit der Bemerkung erhält, daß er das Ziel seiner Wünsche erreicht habe und nach nichts Höherem strebe; — er sei ja Chorist bei der Hofbühne zu Berlin.

Wie eine Krankheit haftet an unsern Theatern das Glaukenwesen. Sollte nicht noch etwas mehr gegen dasselbe gethan werden können, als in der letzten Zeit schon geschehen? Es wäre dies ein Dienst gegen das Publikum, das dafür so manchen Fehler übersehen könnte. An gewissen Abenden übersteigt die Unanständigkeit dieses gedungenen Beifalls jede Grenze. Alle Menschen wollen leben — das ist richtig! — Des aber nur auf Kosten des Vergnügens mehrerer Hunderte jeden Abend zu thun, scheint mir doch zu stark.

Schließlich noch eine Bemerkung. Ist es nicht Rücksichtslosigkeit gegen die unsere Stadt besuchenden Fremden,

das Hoftheater während zweier Monate ganz zu schließen? **D**er ist diese Einrichtung weise überlegt und angeordnet, um den für uns vielleicht nicht zu vortheilhaften Vergleichen nicht ausgelegt zu sein? Meiner unmaßgeblichen Ansicht nach ließe sich ein Mittel ersinnen, Vorstellungen zu geben und dennoch nicht die Ferienzeit der Künstler zu beeinträchtigen. Stawinski, das alte bewährte Talent für Alles, was die Bühne betrifft, würde schon zweckmäßige Einrichtungen zu treffen wissen. Der aber schweigt und zuckt die Achseln, und sein gelbeidenes Taschentuch wird nur noch gelber und hängt ihm noch ärgerlicher zur Rocktasche heraus.

Das Theater ist zu Ende, von allen Seiten gibt das ungeheuerere Haus das unverdauliche Publikum wieder von sich. Jedes hat sich am Anderen den Magen verdorben. Der Mond steht leuchtend am Himmel, wie die Uhr an der Akademie (das einzige Berühmte an derselben). Unter den Linden rauschen die meisten jener schlanken Gestalten in Sammet und Seide, aus deren blassen Zügen und dunkeln Augen fragend entgegenblicken. Die eleganten Restaurants und die unzähligen Bierstuben zweiter Classe füllen sich. Das Hôtel du Nord, Weinhardt's Hôtel, Kranzler's Conditorei glänzen wie Feenpaläste. Welches bunte Treiben vor denselben! — Nehmt Euch in Acht, daß Ihr das schmale Trottoir nicht verlaßt; geht nicht auf den Damm, diese zahllosen Equipagen mit den dampfenden Rössen würden Euch zerschmettern! Steht nicht still, wenn der Jäger in dem Augenblicke, wo der Wagen hält, auf die Gefahr hin den Hals zu brechen, von seinem lustigen Sitz herunterspringt, um den Schlag zu öffnen! — Kennt den ältsichen Herrn nicht, der mit einer jungen verschleierten Dame aussteigt, und grüßt ihn am wenigsten, wenn Ihr ihn kennt.

Denn das Alles ist — nicht anständig und höchstens eines Provinzialen würdig. Man würde Euch in dem schrecklichen Verdacht haben, daß Ihr noch nie mit einer Dame soupirt hättet. Aber es giebt Leute, welche das noch niemals thaten, und diese bleiben auch gewissenhaft stehen, besonders wenn sie eine Bestellung auszurichten haben, auf die ein Anderer mit Ungeduld wartet. — Die hungernden Kinder bleiben auch stehen und sehen dem verschwindenden Paare nach und saugen gierig die aus der Küche emporsteigenden Dämpfe ein und — werden fortgejagt.

An dieser Ecke, hier vor Krangler, unter den Linden war es, wo im Juni und Juli 1848 ein Redner jene Haufen Volks um sich versammelte, die in der Geschichte

jener Zeit unter dem Namen: „der souveräne Lindenklub“ eine Rolle spielten. Hier war es, wo Müller, der geträumt hatte, der Camille Desmoulins der Berliner Revolution zu werden, mit heiserer Stimme seine Peroliniaden herunterschnarrte. Hier wurde ihm der Name „Lindenmüller“ gegeben, von dem wol Niemand ahnte, daß es der Taufname eines Kaffee-



Mitglied des Lindenklubs.

hauses in New-York werden würde.

Gell strahlen auch die 18 Fenster des Restaurants, dessen Namen eine Berlinerin so gern nennen hört, wenn er mit dem kleinen Worte „Abendessen“ verbunden zu ihr

gesagt wird; daneben Gerold in jenem unscheinbaren Vocal, daß aber für den Berliner Gourmand das ist, was dem Pariser die rue Montorgueil — ein großer Gedanke an Austerlitz und Chablis —, nur unverhältnißmäßig theurer als dort.

Wir kommen an Fuchs's zauberhafter Conditorei vorüber, wo die hellen Gasflammen durch tausende von facetirten Spiegeln ein Meer von Licht ausgießen, dann zu dem prächtigen Palast, der von dem Löwen des Nordens, dem Bürger Nicolaus, errichtet wurde; zu dem ungeheuren Hôtel Royal und zu der stolzen Behausung des Grafen Redern, die den imposanten Eindruck der Florentiner Bauwerke macht.

Unter den Linden selbst ist es still belebt. Auf den sich von zwanzig zu zwanzig Schritt wiederholenden Bänken sitzt neben dem müden Alter, das unterwegs eine Station macht, die sorgenlos frische Jugend, froh und lachend, zuweilen sich verstohlen umfangend, was auf die richtige Vermuthung führt, daß hier die Jugend beiderlei Geschlechts vertreten ist. — Auch der Varia, der in diesem Augenblick nicht weiß, wo er die künftige Nacht sein müdes Haupt betten wird, er sitzt da und schlägt sinnend die Beine übereinander, mit den erröthenden Stiefeln, die gewohnt sind, von ihm verborgen zu werden. — Jener anstrengende jung' Stutzer, jener „*sauv lion*“, der seine tadellosen Glacehandschuhe im Thiergarten spazieren führte, hat dieselben durch ein Paar gewaschene und dennoch schmutzige ersetzt, die den Ansprüchen der Nacht gegenüber noch immer ihre beabachtigte Wirkung erzielen. Jetzt stehen wir vor dem Endpunkte der Linden, vor dem majestätischen Brandenburger Thor, das den Thiergarten von der Stadt trennt. Der Strom der zu-

rückgekehrten Spaziergänger ist in der Stadt, nur vereinzelte Gestalten treten noch hereln und unter ihnen ſicher der ver-



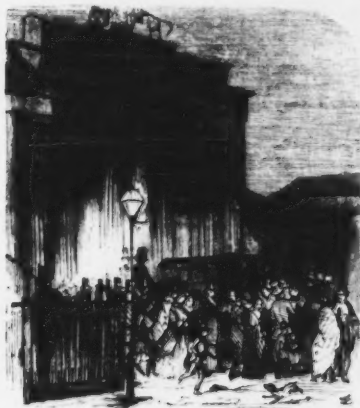
Unter den Linden.

spätete Feterkastenmann, der alte, mit Orden geschmückte Invalide.

Das Brandenburger Thor, das schönste in Deutschland, stand 1793, nach dem Muster der Propyläen in Athen von Langhans gebaut, fertig da. Eine Victoria in einer Quadriga stehend, ein Werk Schadow's, das die Mitte der oberen Fläche schmückt, wurde 1807 von den Franzosen nach Paris entführt, von den Preußen aber 1814 zurückgeholt. Paläste umgeben den nobeln Bau.

Doch die Wächter pfeifen die erste Stunde ab. Berlin ist müde — Berlin hat aufgehört zu sein. Wenn einer unserer

talentvollen Poesendichter ein Stück geschrieben hat unter dem Titel: „Berlin bei Nacht“, so war es sicher nicht dieser Titel, der den großen Erfolg herbeiführte — denn er ist falsch! — Es giebt kein Berlin bei Nacht! — Um 11 Uhr



Das Brandenburger Thor.

ist das Leben erloschen, und es giebt allenfalls noch liederliche Berliner, aber kein Berlin bei Nacht. Der Vorhang der großen Schaubühne ist gefallen, und alle Leidenschaften, diese gewaltigen Factoren des öffentlichen und ge-

gesellschaftlichen Lebens, haben sich hinter die Coulissen zurückgezogen, theils um zu ruhen und neue Kräfte zu sammeln für den Kampf des folgenden Tages, theils um versteckt weiter zu spielen. Auf den Straßen ist es fast öde. Hier und dort ein Schatten, der sich an den Häusern hinschleicht — oft taumelnd. Hier und dort ein lustiges Häufchen, das aus einer Gesellschaft heimkehrt und das sich, nach echter Berliner Art, damit ergötzt, das gehabte Vergnügen durch Wisz chemisch zu zersetzen. Hier und dort einer jener unförmigen Wagen, eines jener alten Weiber, die der Schrecken aller Berliner Nachtschwärmer sind.

Bald verschwinden auch diese, wie selbst die Nachtwächter, die sich nur von Stunde zu Stunde aus ihren Verstecken hervorbequemen, um die Kunde zu machen. Ruft man einen solchen in der Zwischenzeit, um möglicher Weise in sein Haus zu gelangen — ruft man ihn zu wiederholten Malen und immer vergebens, so erscheint zuletzt ein Schutzmann, mit dem dann Alles aufhört.

III.

Nach elf Uhr Abends.

Du siehst immer noch am Brandenburger Thor, willst noch nicht zu Bett gehen, aber auch nicht mehr viel unternehmen. Gut. Da biete ich Dir Zweierlei. Rechts von Dir winkt der gastliche „Pariser Keller“, das fashionabelste dieser unzähligen, nach Hamburger Art entstandenen Delicatessencale, wo Tünnwald (wer hätte nicht von „Tünnwald-Poppe — Poppe Tünnwald“ gehört oder gelesen) seine guten Weine der Vernichtung Preis giebt, wenn Du selbst den Preis giebst.

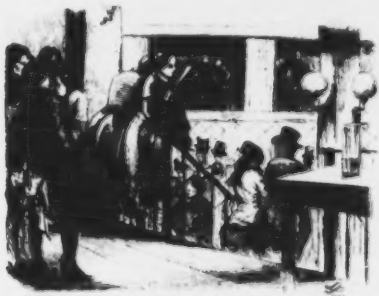
Oder willst Du noch eine Stunde die Sinne erregen, so folge mir zu Kroll, gehe aber dennoch vorher eine halbe Stunde in den Pariser Keller.

Es ist eine italienische Nacht angezeigt.

Kroll's Etablissement ist eines der größten und prächtigsten seiner Art und circa vier Millionen Mauersteine sind von Litz zu einem Schmuck der Residenz verwendet worden, der in allen seinen Räumen zu gleicher Zeit bequem gegen 5000 Personen fassen kann. Der Rittersaal, der erste, in den man nach der Garderobe tritt,

hat eine Länge von 80 Fuß. Der Königsaal, der stolze-
 ste von allen, mit Bühne und Conditorei, ist 100 Fuß lang,
 78 Fuß breit und 40 Fuß hoch. Er ist in reizendem Re-
 naissancestyl gehalten und seine Farben, weiß, gold und
 meergrün, wirken, von den tausenden von Gasflammen er-
 hellt, wie der Zauberpalaß einer Sindane. Gannelirte und
 vergoldete Pilaster mit Karnatiden, Consolen und Medail-
 lons schmücken die Wände, während die Decke an ihrem
 äußeren Rand von den Portraits der Koryphäen der Dicht-
 kunst, Musik, Skulptur und Malerei eingenommen wird.
 Der Römersaal, in romantisch grotesker Auffassung, endigt
 das obere Local, das einen Staunen erregenden Anblick ge-
 währt, wenn es, wie z. B. bei dem Stiftungsfest der po-
 lytechnischen Gesellschaft am 26. Februar, von circa 2000
 elegant gekleideter, dinirender Herren und Damen angefüllt
 ist. Noch gesteigert wird diese Wirkung, wenn man aus einer
 der den Königsaal umgebenden Logen auf diese lebenden,
 summienden Blumenbeete hinabsieht, zwischen denen die fleißi-
 gen Insekten — die Kellner — hin- und herschwärmen und
 den — Honig bringen. — Ein unter diesem Locale lie-
 gender Tunnel ist für Tabakrauch und Weißbier bestimmt,
 welcher Stoff nach einer solchen Sitzung gewöhnlich in undenk-
 lichen Massen vertilgt wird. Die italienische Nacht findet in dem
 anstoßenden Gartenraum unter denselben Bedingungen statt,
 wie die winterlichen Maskenbälle im Innern. Balltoiletten
 und Domino's, aber keine Charaktere irren in buntem Ge-
 dränge durcheinander. Senkender scheinen die „oeillades
 assassines“, wenn sie unter dem schwarzen Sammet hervor-
 schießen, und leichter knüpft sich die neue Bekanntschaft unter
 dem verhüllenden Tasset. Wohl dem, der bei einem solchen
 Glücksspiel keine Niete zieht und erst bei der partie fine a

l'écart, oder bei der partie carrée entdeckt, daß der Kopf mit einer Krisur ausgestattet ist, die ihm entschieden nicht entwaschen, — das Gesicht mit Krähenfüßen bedeckt ist, die ihm nur leider zu sehr gehören. Es ist zu spät; das poulet aux truffes dampft bereits vor dem entlarzten Vampyr, der übersprudelnde Sekt ist mit dem Messer beschwichtigt. — Wer von den Bummelern Berlins nicht hier seine Nacht zubringt, thut es in einem der Locale, die bis hinab zu der gemeinsten Kabache ihre Tanzvergnüßen angezeigt haben, die mit dem eleganten „Gesellschaftshaus“, der „Musen-



Im Tunnel des Gesellschaftshauses

und Friedrichshändischen Halle“ u. s. w. beginnen und mit irgend einer thranigen Boutique, einem dumpfigen Keller schließen.

Gewöhnlich werden diese Vereinigungspunkte des debauchirenden Berlin gegen neun Uhr Abends geöffnet. Allmählig finden sich die Tänzerinnen ein; die durch Toilette zu einer gewissen Geltung gebrachten Keize werden zur Schau gestellt, der Liebe-Markt beginnt. Gegen Mitternacht vergrößert sich die Gesellschaft und nimmt den ihr zukommenden gemischten Charakter an. Die Herren, bis dahin nur spärlich durch einige brotlose Ladiendienenr und dufende Afsentgehilfen vertreten, mehren sich durch edlere Antömmlinge. Der Jurist kommt und fteht sich bald von feinen fchönen, erft kürzlich entlaffenen Sträflingen, der Arzt von der gefundeten Bevölkerung der Charité umgeben. Der Künftler findet feine Modelle, der Offizier in Civil läßt über das Ganze feine fiegsgewohnten Blicke fchwelfen, der Provinziale murmelt etwas von „unterhaltenen Frauenzimmern“. Würdiger Fremdling, der du noch an monatliche 100 Thaler glaubft; — als wenn Berlin einen ebenso reichen als arglofen Mann befäße, der ein Weib für fich allein unterhielte! Das war vor uns — lange Zeit vor uns! — Es wird fpäter. Die Togen füllen fich, die entlegenen gedeckten Tische werden befezt, und fo mancher von der ängftlichen Frau erwartete Ghemann fchwelgt, unbekümmert um die Entdeckung, an der Seite einer der Marchandes d'amour. Hat man fich aber durch nichts fesseln laffen, weder durch blonde Locken, noch durch dunkle Augen, noch durch eine in fchottifche Seide gezwängte fchmiegsame Taille, fo entgeht man dennoch schwer dem Tribut, den man folchen Schönen fchuldet; vermeidet man wirklich die Scylla — 2½ Silbergroschen zu einer Taffe Kaffee —, fo ftürzt man ficher in die Charybdis — 2½ Silbergroschen für die Garderobe —, ohne der Wohlthätigkeit Schranken zu fezen. Stets haben diefe Damen einen Wunsch

bereit; selten sind sie unverkühlt, und letzteres ist um so rührender, als die meisten von ihnen sich in der erbärmlichsten Lage befinden. Der Rausch durchschwärmter Nächte kostet ihnen Tage des Glucks — Stunden bacchantischer Lust werden abgehüßt mit Monate langer Krankheit und Arbeits-
haus. Müßiggang ist das Hauptelement, in dem sie sich bewegen, und jeder einigermaßen anständige Erwerb ist ihnen so fremd, daß erst neulich Eine zu dem sie verhaftenden Schupmann äußerte: „Stehlen soll man nicht — betteln soll man nicht — herumtreiben darf man sich nicht — nun frage ich bloß, wovon man leben soll!“



Verachtung eines Milchmädchens.

Gegen 4 Uhr Morgens hört das Treiben in diesen Hallen der Freude auf, und die letzten von der Natur vernachlässigten Nester verlassen einsam, wie sie gekommen, den Ort. Das erzwungene Lächeln ist auf den blassen Lippen erstorben. Das frische vom Lande hereinkommende Milchmädchen und die übernächtlige Lustkierne — Tag und Nacht — streifen im Morgenrauschen an einander vorüber.

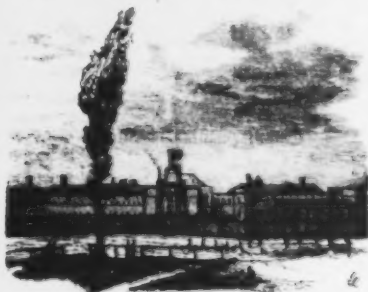
IV.

Ein Nachmittag in Moabit.

Nichts von Kroll, jenseits der Albrechten Spree, liegt das Fabrik- und Bierdorf Moabit. Französische Gärtnercolonisten, die unter Friedrich I. hierher kamen, nannten es seines wüsten, unfruchtbaren Bodens wegen: la terre moab — terre maudite. Daher der Name! Jetzt ist es der Sammelplatz der eleganten Welt, der Biertrinker und niederer Leute. Erstere besuchen die großartige Porzellanmaschinenbauanstalt, die Eisengießerei und den Eisenhammer und lassen sich den Eintritt zu seinem mit königlicher Pracht eingerichteten Privat Hause und den Treibhäusern gewähren, oder besichtigen die berühmte Porzellanmanufaktur von Schumann. Die beiden anderen Classen müssen wir specieller verfolgen, um einen Blick in die Gigenthümlichkeiten unseres Volkes zu thun und um von hier aus wieder auf eine angemessene Weise zum Mittelpunkt der Stadt zurückzukehren.

In Moabit ist Kneipe an Kneipe. Schon gegen 2 Uhr Nachmittags sieht man (besonders Mittwoch) Karavanen von Müttern, Töchtern und Kindern, von denen eines das andere in kleinen Bäckchen nachziehen muß, die staubige

Ghaffer entlang, an dem unheimlichen Zellengefängniß vorbei, hinaus wandern. Größtentheils verschwinden sie dort in den Localen, an denen ein blaues Schild mit der In-



Das Zellengefängniß in Mosbit.

chrift: „Hier können Familien Kaffee kochen“ anzeigt, daß man den Ort für das Vergnügen beschränken kann. Im Schatten hoher Bäume werden Fische zusammengetrückt, die „Fischkober“ geöffnet, und die älteste Tochter ins Haus gesandt, um den dastigen Trank zu bereiten. Jetzt begrüßt man sich, während die kleinen Knaben, nach einem vergeblichen Blick auf die mitgebrachten Naturalien, die Promenade der Ankommenden durch ihre Spiele unsicher machen. Der Anblick der ungebeuten Familienkaffeeanne wirkt allein beruhigend, wie Waagenia auf die schädliche Nahrung des Nagens, und das Signal „Sammeln“ kann bei der

im Exercitium schwelgenden Soldateska keinen präciseren Erfolg haben. In wenigen Augenblicken sind Alle an dem Tische und die Kinnbacken in zügelloser Bewegung.

Es wird später. — Die Concerts in den benachbarten Brauereien und Bieruiederlagen beginnen und verschiedene junge Dandys in Zehn-Silbergroschen-Handschuhen, das unechte Rohr schwingend, umkreisen die Kaffee locale, wie der Hahndieb den Taubenschlag. Da verschwindet plötzlich diese oder jene der älteren Töchter von dem Tische der sorglichen Mutter. — Ein Paar bekannte Glacehandschuhe hatten ihre verderbliche Wirkung nicht verfehlt.

Gegen 6 $\frac{1}{2}$ Uhr füllt sich ganz Moabit, denn jetzt kommt Alles, was noch durch Geschäfte hingehalten wurde: die Väter der vorangegangenen Familien, die Brüder, die Cousins (Cousin ist jeder nette junge Mann, der nicht zur Familie gehört), die Pugmacherinnen, die Dienstmädchen außer Condition, die Bekanntschaften von der italienischen Nacht. Man trötet sich in verschiedenen Partien zusammen, und auf dem weichen, mit Bäumen bepflanzten Rasen vor den Localen werden die sogenannten unschuldigen Spiele: „Rancho, Bäumchen-Verwechseln, Blindfuß“ und ähnliche heruntergearbeitet; Spiele, die den Schalk im Nacken tragen, — die wahren Wölfe in Schafskleidern!

In einzelnen Kreisen fängt jetzt der Tanz an, in anderen hört die Nüchternheit auf. Bei 25° Neaumur wird in ersteren der Terpsichore geopfert. Schon zehn Schritt vor dem Eingang in einen kleinen Tempel umnebelt ein beklemmender Dunst, gleich dem über dem pythischen Dreifuß, den wagehalsigen Fremdling, ein Dunst, der sich in der Göttin Heiligtum zu unverkennbarem Gestank verwandelt. Dichte Staubwolken umhüllen mysteriös die Tanzenden, und nur

wie auftauchende Phantome sieht man von Zeit zu Zeit die Poare in einem schrägen, indiscreten, durch Laubgänge und Fenster einschlagenden Sonnenstrahl. Der rauhe, an Entbehrung und Ungemach gewöhnte Krieger findet hier sein Capua, und die naheliegende Riesenlaserne läßt ihm Zeit, dem Genuß lange zu fröhnen. Die Auserkorene, die Spenderin so manchen zärtlichen Schmalzröschens und so manchen heimlichen Schwenzelgroßchens, steht ihm treulich zur Seite.

Da aber, wo man vorhin aufhörte nüchtern zu sein, sind jetzt farbige Lampen und Ballons angezündet, die Musik rauscht in wilderen Weisen, die Seidel werden ungeflüster geleert und hastiger gefordert, und von der bacchantischen Lust verschwindet ein Värchen nach dem anderen. — Tritt nun die Nacht mit starkem Schritt hervor, dann macht nicht selten die Polizei, wie der Sperling unter den fliegenden Würmchen, der Freude ein Ende. Eine Razzia gegen die einsamen Töchter der Stadt ist angeordnet, und mancher des Bacchus volle Jüngling wird seiner philantropischen Meinungen wegen von den Dienern des Gesetzes ergriffen und, wenn auch die Bezirkswache nicht fruchtet, nach dem Wolfenmarkt Nr. 2 — nach der Stadtvoigtei — gebracht, wo er seinen Rausch verschlafen kann.

V.

Eine Nacht in der Stadtvoigtei.

Dort ist kein schöner Aufenthalt. Man ist in dem allgemeinen Zimmer für unentgeltliches Nachtquartier (als ruhiger, nüchterner Beobachter nämlich). Alles, d. h. nur Männer, liegt auf langen, hölzernen Bänken, die wie in einer Schulstube in Reih und Glied stehen. Ein Junge fällt im Schlaf auf die Erde, sieht sich verdunst um und legt sich wieder zurecht auf seinem harten Lager. Ein Betrunkener wird gebracht, dessen Verstand sich allmählig sammelt und der nun steht, frei gelassen zu werden, da er sonst seinen Dienst verliert. — Dieser irrt umher, ohne rechte Ruhe zu finden, — Jener bittet, wenigstens den Seinigen anzuzeigen, daß er nicht nach Haus komme, — ein Dritter bietet zur Legitimation seine Paßkarte, die anzuerkennen der Schuttmann sich geweigert habe. Der alte Soldat, der Aufseher, raucht ruhig seine Pfeife und läßt unberücksichtigt, was er gewohnt ist, seit Jahren zu hören.

Plötzlich erscheint ein eleganter junger Mann, in Manieren und Anzug der vollendete Gentleman; nur sein unsicherer, gläserner Blick verräth die Folgen der genossenen

geistigen Getränke. Er lallt einige französische Worte und wundert sich, daß er eingesieckt ist. Er will sich nicht setzen, murmelt von „crapule“ und bequemt sich nur nach einigen ernstern Worten des Hüters. Aber kaum hat er dies gethan, kaum hat er den Kopf einen Augenblick auf die Brust sinken lassen, als er, wie von einer Feder geschleudert, aufspringt, „Kellner“ ruft und mit einem „Ah! Vardon!“ zurückfällt. — Seine Lage ist ihm jedoch zu unangenehm, er macht wiederholentlich Bemerkungen. Jetzt wird der Aufseher ungeduldig, und er ruft ihm in dem reinsten Berliner Dialekt zu:

„Na, nu liegen Se endlich und schlafen Se, die Andern wollen och schlafen! So en ungebildetes Volk bleibt liegen, aber so en Anständiger — mit dem weech man bei Jott nich, was man machen soll.“

„Haußschmeißen!“ ruft eine Stimme aus dem Volke. — Der Andere, welcher um Nachricht an die Seinen gebeten und schon einige Mal umhergegangen ist, steht wieder auf.

„Na, werden Se sich denn nu endlich setzen, sonst werde ich Ihnen helfen“, herrscht ihm der Geischedmann entgegen.

„Jott! wenn ich mir man gleich datschießen könnte“, wimmert der Ruhelose.

„Wenn Se nich stille sind, dann laaße ich Ihnen de Zwangsjacke anlegen.“

„Die hab' ich schon angehabt.“

„Na, denn können Sie se noch 'mal ankriegen.“

Jetzt fängt der Glegant wieder an, der seine Zurechtweisung mit der Drohung bekommt:

„Wenn Sie nich stille sind, denn sperr ich Ihnen ins schwarze Loch. — Jeder muß hier thun, was er soll — wir och.“

„Ah — pardon, Monsieur — je ne comprends pas allemand — je suis anglais.“

„Ach was! — No parle français — och noch französisch sprechen — bei die schlechte Zeiten.“

So geht die Unterhaltung die Nacht hindurch. — Der Morgen kommt, und mit demselben Leben in das stille große Gebäude, in dem man außer Vorliegendem nichts weiter hörte, als den regelmäßigen Tritt der einsamen Schiltwache auf dem Corridor. Jetzt gehen Thüren auf und zu, Constabler kommen häufiger, bis endlich die einquartierte Gesellschaft abtheilungsweise zum Verhör abgeholt wird, wo sie mit einigen Damen (vielleicht auch aus Noabit) zusammentrifft und nun der Reihe nach Namen, Stand, Wohnung angeben muß und für ihr mehr oder weniger gravirendes Verbrechen mehr oder weniger zur Rede gezogen wird.

VI.

Königsstadt. Was man isst und trinkt.

Die Stadtvoigtei, in der auch das Polizeipräsidium, liegt in dem ältesten und belebtesten Theile der Stadt. Hier ist die Poststraße, in der die neuen königlichen Mühlen sehenswerth, die Spandauer Straße, der Mühlenbaum, die Königsstraße, Klosterstraße u. s. w., welche in ihrer krummen, winkligen Bauart, wie auch an verschiedenen Häusern, die Spuren des immer mehr und mehr verschwindenden Mittelalters zeigen. Aus jener Zeit sind noch, außer den oben angeführten fürstlichen Gebäuden — dem königlichen Schloß und dem Lagerhaus —, die Marienkirche am Neumarkt, die schon in den Annalen von 1202 erwähnt wird und die 1789 den höchsten Thurm, 286 Fuß hoch, erhielt. Ein steinernes Kreuz vor der Kirchthür, das die Bürger von 1555 mit einer ewigen Lampe erhellen mußten, war die Strafe für den Mord am Probst von Bernau. Drei Jahrhunderte später bestand noch eine „ewige Lampe“, aber dies war nicht zur Strafe, sondern zur Freude; das war kein schmutziges Delnäßchen, sondern eine Bierstube in der der reinste Blödsinn herrschte. Sie erlosch 1848.

Ferner die Nicolaiskirche, die schon 1223 renovirt wurde und interessante Denkmäler der Vorzeit, unter anderen das Grabmal des ersten Berliner Apothekers enthält, und des berühmten Spener; die Klosterkirche an dem ehemaligen, 1271 gestifteten Franziskanerkloster, und die Häuser in der Klosterstraße, die im 16. Jahrhundert „Neben der Kanzlei“ hießen.

Es wird dem Leser genügen, aufmerksam gemacht zu sein, da der Zweck dieses Büchelchens nicht der einer Chronik sein soll. Die Königsstadt ist, wie gesagt, der lebendigste Stadttheil, es ist das Viertel des gewerbetreibenden Volkes und besonders der Juden. Alles arbeitet hin und her, gleich den geschäftigen Ameisen. Parterrewohnungen existiren nur in wenigen Ausnahmen, da alle solche zu Läden und Waarenlagern umgewandelt sind. Selbst die vielen Bierlokale, hauptsächlich Dahmeß in der neuen Königsstraße und Sichen in der alten Post, sind mehr oder weniger Geschäftslocale, in denen man das utile mit dem dulce vereint. In diesem Theile liegen auch die von dem *commis voyageur* besonders frequentirten Gasthöfe, unter andern der Kronprinz, König von Portugal, von denen sich besonders letzterer durch eine gute Küche auszeichnet.

Was die öffentliche Küche Berlins anbetrifft, so hat keine Stufe der Gesellschaft darüber zu klagen, die nicht zu klagen hat, daß sie überhaupt nichts zu essen bekommt. Man findet sie raffinirt à la française in den großen Hôtels, bei den Restaurants von Ruf. Die *Table d'hôte* unter Andern bei Weinhardt, im Hôtel St.-Petersburg, Hôtel du Nord läßt — bei dem mäßigen Preise von 20 Silbergroschen — nichts zu wünschen übrig; die Restaurants Wäcker, Lieg, Schott, der Ritter Puder und Genossen suchen sich in der Zubereitung vorher be-

stiller Diners zu übertreffen. Gesund und quantitativ hinreichend ist die Kost in den Kellern, wo der unverheirathete Fabrikarbeiter seine 2½ Silbergroschen dafür entrichtet. Einfache, aber kräftige Hauskost findet man fast in allen renommirten Weißbierstuben, wenn auch dem Gaste eine nur sehr bescheidene Auswahl gelassen ist, die in den bayerischen Bierstuben schon reichhaltiger auftritt. Die Beerstraße bei Schultzeß, Wilczek, wie im Hercules- und Capfeller sind berühmt. Das hierin dominirende Hamburg ist besiegt. Die Preise bei ungewöhnlich hohen Fleischpreisen sind so, daß man sich scheut viel zu essen — nicht aber der eigenen Börse wegen, sondern nur um nicht zum vollständigen Verderben des Wirthes beizutragen.

Die vor einiger Zeit aufgetauchte Sekte der Hippophagen ist, bis auf wenige Ueberbleibsel im niederen Volke, wieder untergegangen. Man hat nicht mehr nöthig, in jeder ungewöhnlich großen Portion Rindfleisch dem Gedanken an Abrecker und Pferdedoctor Raum zu geben. Nur in einzelnen Fällen nimmt der Arme zu den edleren Thieren seine Zuflucht. Als vor einiger Zeit der Armencommissar eines jener dürftigen Stadtviertel durchstöberte, wo die Begriffe „Haben und Sein“ anfangen lächerlich zu werden, fand er eine sonst in grenzenlosem Glend vegetirende Familie um einen statlichen Braten versammelt. Natürlich wundert er sich und droht der Familie die längliche Unterstützung zu entziehen, als ihn das Oberhaupt derselben durch die in bittendem Tone vorgebrachte Erklärung: „Entschuldigen Sie — es ist ja man 'n Budel“ besänftigt. Die in Paris beliebte Kage, die man bei dem Restaurant à seize sous als giblotte de lapin vorgesetzt bekommt, bildet auf dem Speise-

zettel unseres Proletariats eine unerhörte Ausnahme. —
Katten und Mäuse ißt man gar nicht.

Fragen wir hierbei, wie Berlin trinkt. — Fürchterlich.
Was es trinkt? — Sehr verschieden. — Bier, auf das
ich später zurückkomme, ist die Hauptsache, doch ist auch der
Wein und leider auch der Branntwein an der Tagesord-
nung. Außer den größeren Delicateffen-Handlungen, welche
man in Gesellschaft von Damen besucht, hat so ziemlich jede
Weinhandlung ihre bestimmten Stammgäste, die dem Cha-
rakter der Gegend, in der sie liegt, entsprechen. Lutter ist
seit geraumer Zeit der Sammelplatz der Hoffchauspieler, die
sich hier durch den Geist des großen Desorient und des Duc
de Montebello inspiriren lassen. Wie weit ihnen dies ge-
lingt, erwähnte ich oben. Kähnel zieht größtentheils den
mittleren Beamtenstand bei sich, der hier in später Mittags-
zeit den austrocknenden Altstaub hinwegschwemmt, Sonn-
tag aber schon früh mit dem stolzen Bewußtsein eines
freien Tages sein gewohntes Plätzchen einnimmt. Gerold
gehört dem Aristokraten, für den nur gut ist, was viel
kostet; Debel dem Bon vivant jeder Classe; Habel dem Ge-
schäftsmanne. Schlechte Weine findet man selten; — solche
dem Publikum mit Offronterie vorzusetzen unterfangen sich
nur einige Restaurants.

Der Schnaps hat sich, wie gesagt, leider zu fest ein-
genistet, und der jesuitische Vers:

Am Morgen schmeckt der Branntwein gut,
Vorzüglich nach Mittage;
Wer ihn des Abends trinken thut,
Kennt weder Qual noch Plage;
Auch soll der edle Branntwein
Um Mitternacht höchst dienlich sein.

hat gewiß schon so manchen überflüssigen Schluck als auf

munterndes Mittel begleitet. Die Destillationen sind es, die hauptsächlich den eingeäscherten Alkohol-Säufer heranziehen. Der Theil der Stadt, in dem wir uns befinden, — und von dem wir diesen entseßlichen Seitensprung wagten, — die Königsstadt — ist der klassische Boden derselben. Hier sind die glänzenden Läden (des Abends oft durch blendende, heranziehende Gassterne ausgezeichnet), in denen man sämtliche nur denkbare Spirituosen bekommt, in denen sich das Volk in den Flüssigkeiten vom Maraschino di Zara und Tausiger Goldwasser bis zum Kartoffelsusel und Brennschwein Vergessenheit trinken kann — und leider nur zu oft trinkt. Schon der betäubende Dunst eines solchen Brantweinladens reicht hin, die Sinne zu verwirren, ohne daß der falsche Freund oder die liebenswürdige Schenk-mamsell zuzureden nöthig haben. Das sind Locale, in denen so mancher gute, doch schwache Familienvater das Mittagbrot seiner Kinder verkauft und trotz des strengen Verbotes verspielt, — in denen er den letzten Schlag auf sein körperliches und moralisches Wohl empfängt. Hier sind die Getränke, auf die man Steuer über Steuer legen müßte, um sie so wenig als möglich zugänglich zu machen; die guten gesunden Biere hingegen sollte man freigeben und die Bräuer zwingen, von ihren enormen Verdiensten abzulassen, um es dem Volke zu erleichtern. — Jener Theil der Stadt ist vielleicht der einzige, der schon bei dem ersten Morgenrauen das beginnende Leben zeigt, der einzige, der in seinem öffentlichen Verkehr den Eindruck einer Capitale macht. So steht es aus in dem geschäftigen Paris, so drängen sich die Leute in der Rue Richelieu, in der Rue Vivienne.

Keinen Augenblick, bei Tag oder Nacht, ist vollständige Ruhe. Mit dem Laternenauslöcher und dem Abgange des

Nachtwächters erscheinen die plundrigen Gestalten der Lumpen- und Knochensammler, die den aus den Straßengassen gesammelten Abfall der Küchen zu ihrem Erwerbszweig machen; — dann die vom Lande hereinkommenden Gemüse- und Fischweiber, letzteres eine durch bodenlose Grobheit berühmte Kaste des schönen Geschlechts, — die Postkutsche, — Paket- und Briefträger, — Sandfuhrleute, — Bettelan-



Straßenleben



„Na hören Sie — Ihre Pläßen werden
Sie sich nicht vor Fische verkaufen“.



„Sand! — weißer Sand“.



„Waldbeibel! wer kauft! Galle
wer kauft“.



„Füßlinge — Füßlingerecke“.

Heber, — Straßenseger, die sich mit dem übrigen Volk, mit Gypsfigurenhändlern, Waldteufel Jungen und Bücklinge Mädchen (im Winter), — mit den Händlern de n'importe quoi! — kurz, mit dem ganzen wilden Trubel einer Weltstadt vermischen.

VII.

Spiessbürger und Völeissbier.

Der massenhafte Geschäftsverkehr zieht sich hinüber nach dem Schönhauser und Rosenthaler Viertel und verbindet sich hier hauptsächlich mit dem Segen Gottes (mit Kindern) und mit den Anhängern des Gambrius. Vor dem Schönhauser Thore allein sind fünf bayerische Bierbrauereien fast nebeneinander und nur durch Weißbierkneipen und Tanzlocale getrennt. Die erste derselben an der Stadt und die neueste ist die von Wagner, mit ihrer haldbrechenden Treppe und ihren über die ganze Gegend rauschenden Concerts; die größte die von Ley mit Plätzen für circa 6000 Personen, einer hübschen Aussicht auf die Thürme von Berlin und einem beruhigenden Blick auf den schon ziemlich gefüllten neuen Judenkirchhof. Wie groß die Consumption des Bieres bei Ley ist, kann man daraus schließen, daß er im vorigen Jahre an einem Tage über 2000 Paar Wiener Würstchen verkauft hat. Es ist enorm, wenn man bedenkt, daß doch nicht Jeder, der Bier trinkt, Wiener Würstchen isst, Jeder, der hinkommt, aber Bier trinkt. An solchen Tagen sieht es dort bunt aus.

Das anständigste dieser Locale, mit dem besten Getränk und einer vortrefflichen Küche, ist das bereits erwähnte von Schultzeiß, dem runden behäbigen Nachfolger Prell's, der den alten Ruf des Hauses in umfassender Weise vergrößert. Unter den übrigen Gärten spielt der weltkühnliche Doff die Hauptrolle.



Ein Abend bei Len.

Nach dem Rosenthaler Viertel hinüber grasüren mehr die Ausschänken der berühmten „kühlen Blonden“, des weltbe-

kannten Weißbieres. Hier finden wir hauptsächlich die eigenthümliche Species des Berliner Bürgers, die unter dem Namen „Spießbürger“ existirt und die mit dem weiteren Fortschreiten des bairischen Bieres zwar immer mehr und mehr verschwindet, aber, durch das Isolirtsein, als eine um so auffallendere Menschenclasse erscheint.



Ansicht von Berlin.

Der Spießbürger ist größtentheils ein Mann in den vierziger bis sechziger Jahren, untersehter Statur und bartlosen Gesicht, der sich tagtäglich, Jahr aus Jahr ein, zu einer bestimmten Stunde, in einer bestimmten Aneide, auf einem bestimmten Plage, der ihm gewissenhaft reservirt wird, findet, dort die bestimmte Quantität Weißbier trinkt, seine bestimmte Anzahl Pfeifen raucht und (hin und wieder kommt auch das vor) bestimmte Redensarten und Weise macht. Es gibt gewissenlose Leute genug, die die Begriffe Philister und Spießbürger für synonym halten, aber man muß diesem Irrthum auf das Entschiedenste ent-

gegentreten. Der Spießbürger ist immer Philister, aber der Philister hat nur bedingungsweise die Berechtigung einmal Spießbürger zu werden. Oder, um noch klarer zu sein: der Philister ist das Samenkorn, das, in den rechten Boden gelegt, von der Sonne gewisser Umstände beschienen, geeignet ist einen Spießbürger zu erzielen, während der Spießbürger selbst der bereits zur vollen Blüthe gekommene Begriff ist. Der Spießbürger ist, je nach seinen Verhältnissen, besser oder schlechter, trinkt aber stets gutes Weißbier mit dem obligaten „kleinen Rummel.“ Man findet ihn bei: Pickenbach, Dietrich, Schade, Schluder, Sommer, Haase, Klaußing, Bolpi und an noch andern Orten. Er trinkt nur Weißbier, weil es sein Vater und sein Großvater getrunken hat, und er trinkt niemals Baiertisch, weil es eine Neuerung ist. Derjenige aber, der hin und wieder Baiertisch trinkt, gehört unbedingt einer freieren Richtung an und ist für die edle Kunst der Spießbürger verloren. Der Vollblut-Spießbürger denkt niemals, wenigstens nicht über Dinge nach, über die Andere für ihn denken, und in Sachen der Politik, Kunst und Literatur, mit einem Wort in Sachen der öffentlichen Meinung ist die Voss'sche Zeitung sein Cultus, Ludwig Kell sein Prophet. Als Gatte und Vater ist der Spießbürger tadellos, dem als geistreiche Lectüre der „Beobachter an der Spree“ über Alles geht, den er in dem Kreise seiner Häuslichkeit vorliest und den er, wohigeordnet, in Jahrgängen binden läßt. Macht der Spießbürger seine alljährliche Landpartie, so geht diese nach den Bickelsbergen, besucht er ein Theater, so ist dies fast nicht anders denkbar als auf ein Freibill.

Charakteristisch ist der Wechsel des Publikums in einer renommirten Weißbierstube. Mit dem ersten Dessen der Thür

erscheinen gewöhnlich einige jener Mumiengestalten, die wie Schwamm in den feuchten Kellerwinkeln der Häuser ihr elendes Dasein fristen, und kaufen für wenige Pfennige die am vergangenen Abend übrig gebliebenen Bierneigen, um daraus ihre Suppe, die einzige warme Speise, welche sie kennen, zu bereiten. Trostlos sieht sich die Letzte von ihnen



Zwickbürger auf einer Landpartie.

schnelleren Vorgängerinnen ihres Mittagßbrodes beraubt. — Gegen 9 Uhr erscheint der kleine Beamte, diese sonderbare Race von Mensch, die fast nur in den Städten zu Hause, in der die für sie wohlthuende Atmosphäre eines Hofes weht. Ignoranz und Dunkel sind die Hauptbestandtheile einer solchen Seele. Eine „kleine Weiße“ stärkt sie für das Bureau. Hierauf kommt der gut situierte Berliner Bürger; die Morgenzeitung wird besprochen — der Russe in seiner

Energie gelobt. Punkt 12 Uhr ist derselbe zu Mittag, verschwindet deshalb und macht den Halsabschneidern, den Wucherern Platz, die hier ihre Pörse haben. Verschiedene Weinhäuser sind bereits besucht, verschiedene Geschäfte gemacht worden; jetzt beginnt der Austausch der Erfahrungen.



Weibhler.

„Kennst Du einen gewissen J.?“

„Den in der G...straße? O ja — sehr.“

„Wie ist es denn mit dem?“

„Nu! — sein Nachbar ist mir lieber.“

„Zahlt er denn nicht?“

„Er zahlt wohl — aber ich fürchte immer, er wird es machen wie W. und einmal bei Gelegenheit einen guten Rabbes mit hinnehmen, wo die Procente aufhören. — Aber der Nachbar ist gut, dem kannst Du geben: — nur nicht unter 50.“

Vergleichen Gespräche — verzweifelte Bemerkungen über die täglichen Kalliten und Selbstmorde — gegenseitiges Warnen — bilden die Unterhaltung der Leute, die statt der Seele einen Wechsel zahlbar nach Sicht haben.



In einer Weibierstube.

Einige Studenten, die bis Mittag ihren Rausch ver-
schlafen haben und hier die obligate „Kage“ zu tödten su-
chen, halten sich bis gegen 2, 3 Uhr auf und lassen dann

dem Wirth bis 4 Uhr die einzige Stunde des Tages, wo sich derselbe ungestört dem Gessen und seinen Betrachtungen widmen kann.

Gegen 4 Uhr rückt das Prototyp des Bürgers heran und der oben näher bezeichnete Spießbürger — der Gewohnheitsmensch, der krank wird, wenn er seinen nachmittäglichen Platz besetzt sieht. Er bleibt wenige Stunden — geht dann „zu Rattern“ und nun fängt an die Gesellschaft bunter zu werden. Das Getreibe wird emßiger und die Frage: „was gibt's zum Abendbrod?“ hört man in immer kürzeren Pausen das Gesumme durchtönen, bis gegen 11 Uhr das Local leerer und immer leerer wird und mit der Nacht die dicken wohlhabigen Gestalten, die Bummeler par excellences, erscheinen, die durch die Kohlensäure des „wilden Champaquers“ den Wirkungen der verangegangenen Getränke kräftig zu begegnen suchen. Ist das Bier einmal schlechter wie gewöhnlich, so sind Politik und häusliche Wirren vergessen, und man hört nichts weiter sprechen als vom Bier.

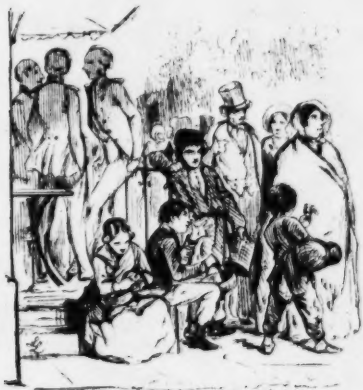
VIII.

Friedrichsstadt. Köpnicher Feld.

Wenn wir die Charakteristik der Stadtviertel verfolgen, so ist ein den oben Erwähnten ganz entgegengesetztes das zwischen Potsdamer und Anhalterthor gelegene sogenannte Geheimraths Viertel. Schöne, aber langweilige Straßen ohne besonderen Verkehr. Nur hier und da sieht man eine elegante Equipage vorfahren, hier und dort einen Offizier ausreiten; Hunde und Kinder werden sorgsam in den Häusern zurückgehalten. Sieht man auch einige Menschen mehr, so ändern diese dennoch den Charakter durchaus nicht.

Einen Uebergang zu dem regeren öffentlichen Verkehr bildet die Friedrichsstadt mit ihrer furchtbaren, eine halbe deutsche Meile langen Friedrichsstraße, in der gegen 12 Uhr Mittags auf keiner Seite Schatten ist, in der man um diese Zeit an der Koch- und Zimmerstraße vor Schulungen kaum treten kann und endlich leuchtend in der Mitte, bei den Linden angekommen, fürchten muß, gerädert zu werden. Da sind wir wieder in dem Gewühle der Menschen, und der kleine Blumenhandel, der hier haust, zeigt, daß es viel der Menschen sind, die Geld fortzuwerfen haben, — die wenigstens

der unverschämten, zudringlichen Race der Blumenjungen nachgeben können. Wie die Bremsen umschwärmen sie das auferkorene Opfer, um wie diese nur noch hartnädiger zu werden, je mehr man sich ihrer erwehren will. Die Fret-



Am der Ecke bei Kranzler.

heit dieser kleinen Bande hat sich durch eine ihnen angehörende Familie, deren hübsche Kinder sich durch den die Berliner Schlingel charakterisirenden Wis besonders auszeichnen, bis ins Unglaubliche gesteigert. Der älteste der kleinen Blutsauger, ein ungefähr acht Jahre alter Bursche, verfolgte

eines Tages einen meiner Freunde, der mit einer Dame promenirte, auf das Entsezlichste und bot ihm mit den gewöhnlichen Redensarten: „Ach! Herr Graf, loosen Sie mir doch ein Bouquet ab!“ seine verwirkelte Waare an. Als er sich endlich in seinen Erwartungen getäuscht sieht, bleibt er etwas zurück und ruft ihm, wie der Nachgott, die entsehligen Worte nach: „Ach sehen Sie wol, wenn Sie mit Ihre andere Frau Zernablin sehen, denn loosen Sie mir immer was ab.“ — Ist das nicht decontenancirend!

Den jüngeren drei- oder vierjährigen Bruder frage ich eines Tages: „Was macht denn Dein großer Bruder, der sitzt wol wieder?“ (ich meine auf der Pelizei.) — „Ja woll“, antwortet die Ränge, „der Morjens bei't Kaffedrinken.“ Oder, als er von einem Berliner gesoppt und gefragt wird: „Junge, hast Du keine Dreierschrippen?“ im Moment ant-

wortet: „Ne! die nich — aber wenn Se alte Salzkuchen haben wollen, die kann ich Ihnen besorgen.“ Uebri- gens soll es gerade dieser Bettelsa- milie so gut gehen, daß man sogar von Ausfahrten und Landpartien spricht. — Gibt es für diese klei- nen lästigen Hausirer keine Blumen, so wird das Geschäft auf einen an- deren Gegenstand des Luxus gewor- fen, z. B. auf „Viertringel“, wo mit wir sie dann, statt unter den Linden, in den oben erwähnten Vier- localen wiederfinden und dort aller- dings eist in Streit, selbst im Kampf,



Eine Aushenfrau

mit den privilegirten Aushenfrauen

Am äußersten Ende der Friedrichsstraße, in der Gegend des Oranienburger Thores, ist die Region der kräftigen Gestalten, die uns die dortigen ungeheuern Maschinenbauanstalten liefern, eine Region, die sich nach beiden Seiten, auf der einen, am Stettiner Bahnhofe vorbei bis zum Hamburger Thore und den Familienhäusern im Voigtlande entlang zieht, auf der anderen Seite bis zur Königl. Eisen gießerei und zum Hamburger Bahnhof. Zur Stadt einbiegend, ist man plötzlich in dem Stadtviertel des vornehmen Proletariats. Hier wohnen seit dem Entstehen dieses neuen, auf Ehrenberg'sche Infusorien gebauten Stadtviertels viel der unglücklichen Offiziers-Familien, die, bei dem erforderlichen Zuschuß von 600 Thalern, in einer scheinbar glücklichen Ehe, die Rührriß- und Seconde-Lieutenantsjahre abbüßen; — die für die eine Hälfte des Lebens, die sie, oft gegen ihren Willen, verbrachten, die andere Hälfte erlangen haben, um sie, oft gegen ihren Willen, zu verbringen. Hier wohnen viele der jungen Aerzte ohne Patienten und ohne die hinreichenden Mittel, dies ruhig mit anzusehen. Unglücklicher, der du einem solchen in die Hände fällst! Von dem Augenblick an, wo du dem jungen Manne deine Zunge gezeigt hast, kannst du sicher sein, ihm in Zeit von drei Wochen überhaupt nichts mehr zeigen zu können. Nur um eine Kur vorzunehmen, macht er aus einem einfachen Schnupfen ein heftiges Nervenfieber — muß er ein Bein abnehmen, weil du über Hüfterschmerzen klagst. Freundschaft im Unwohlsein kennt er nicht, und sein intimster Umgang kommt nicht fort unter 60 Plutegeln, 25 Schöpfköpfen und einem Löffel Rhabarbertinctur alle fünf Minuten.

Zu diesen beiden Hauptclassen gesellen sich noch die

Schauspieler der Friedrich-Wilhelmsstadt und eine Anzahl von Studenten der Medizin für Menschen und Vieh — die eigentlichen Bewohner eines quartier latin. Jede dieser Classen hat in der Nähe das für sie wichtigste Institut: Invalidenhaus, Charité, Friedrich-Wilhelmsstädtisches Theater und Hierazneischule.

Dieses glänzende Glend zieht sich bis zu den Linden, wo das Glend aufhört und nur der Glanz bleibt. Vor uns liegt die Wilhelmsstraße mit ihren Palais und Ministerien. Still und nobel zieht sie sich hinauf bis zur Leipziger Straße. Geld oder Geist ist in jedem Hause vertreten, oft beides zusammen. Zwei Gebäude ziehen die besondere Aufmerksamkeit auf sich: das Palais des Prinzen Karl, ein Muster guten Geschmacks, und das Handelsministerium. Beide liegen am Wilhelmsplatz, der, wie auch der kleine Opernplatz und Andere, durch den hohen Schönheitsinn Friedrich-Wilhelm's IV. aus einem staubigen Tummelplatz für Offiziere und Vereiter zu einer reizenden Gartenanlage umgewandelt ist. Es befinden sich um denselben die Bildsäulen des alten Dessauer, Zietzen, Schwerin, Keith, Winterfeld und Seidlitz, von denen jedoch nur der Erstere und Zietzen den Platz schmücken. Beides sind vortreffliche Arbeiten Schadow's, des verstorbenen Directors der Academie. Bis zur Leipziger Straße also geht die Reihe der Paläste, und nur ein einziger hat sich noch im Verlauf der Wilhelmsstraße bis zum Belle Allianceplatz verloren, das Palais des Prinzen Albrecht, das ursprünglich von dem französischen Emigranten, Baron von Bernesebre, erbaut, später für das Luiseum benutzt wurde und durch Schinkel seine jetzige reizende Einrichtung empfing. Es steht da wie das Herrenhaus zwischen den Ruhestätten; denn die Umgebung ist oft mehr als ärmlich.

IX.

Hausleute und Conditoreien.

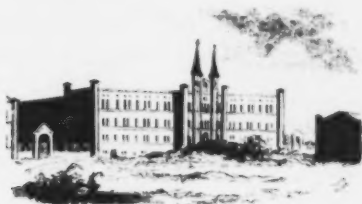
Die Leipziger Straße, nächst den Linden die Hauptstraße von denen, welche die Friedrichstraße rechtwinkelig langweilig durchschneiden, bietet noch zwei Gebäude von besonderem Interesse: die durch ihre Malereien auf das Geschirr berühmte Königl. Porcellanmanufactur und das Kriegsministerium, dessen zwei große Portale durch die vier thönernen Figuren eines Garde-Kürassiers, eines Garde-Infanteristen, eines Artilleristen und eines Husaren bewacht werden. Besonders eigenthümlich an der Fagade ist die schiefe Stellung der übereinander liegenden Fenster. Seit dem Anblick einiger mittelalterlichen Gebäude, wo die Fenster nach Belieben hinein geschlagen schienen, oder seit dem Besuch von Volkswig ist mir so etwas noch nicht wieder vorgekommen. Man sagt, der Bauführer habe, als er das obere Stock auf das untere bereits vorhandene gesetzt, dies sorglos nach Vorschrift gethan, unbekümmert, wie es zum Ganzen stimmen würde.

Der trostlose Eindruck aller der langen geradlinigen Straßen wird einigermaßen gemildert durch die in neuerer Zeit auftauchende Manie, Alazien vor die Häuser

zu pflanzen. Berlin bekommt dadurch das gemüthliche *Außere* einer mittleren Provinzialstadt, und das ist recht. Die Berliner müssen gar nicht wissen, daß sie Großstädter sind, sie werden sich dann viel glücklicher fühlen. Was hilft denn das Alles! sie möchten immer und können doch nun einmal nicht. — Wir haben ja fast nichts Originelles. Alles einigermaßen Gute und Schöne ist Nachäffung oder wenigstens unter fremdem Einfluß entstanden. Das geht ja so weit, daß wir wirklich eigene Fabrikate nicht als solche anpreisen können und einen fremden Namen zur Vertreibung derselben annehmen müssen. Wozu also Großstädterei vor einer entschiedenen Emancipation, wenigstens nach dieser Richtung.

Der schönste, aber auch edelste der neu angelegten Stadttheile ist unstreitig die Partie nach dem einst berühmten „Königlicher Heide“ zu, das jetzt von dem großartigen schiffbaren Kanale durchschnitten wird, der aus dem früheren „Schafgraben“ entstanden und die Schifffahrt fast ganz außerhalb Berlins verlegt. In den neuen hier aufgeführten Gebäuden ist doch einmal wieder die schöne architektonische Linie, die so lange Zeit ruhie, als der Kasernenstyl in Mode war, als die leeren Wände mit den unzähligen kleinen Fenstern die Niederlage des Kunstsinnes documentirten. Man hat jetzt die heitere italienische Bauart, den sogenannten „Villenstyl“ in Schwung gebracht, der mit einem kleinen Stich ins Gothische einen, wenn auch nicht großartigen, doch höchst angenehmen Eindruck macht. In jenem Stadttheil sind malerische Thore und eines jener riesenhaften Gebäude entstanden, die, außer den „Zwing-Uri's“ zur Verhäufung der Truppen, den Stolz Berlins erhöhen. Es ist dies das Diaconissenhaus Bethanien, eine Normalkranken-

anstalt. Der Stiel ist hauptsächlich byzantinisch. In der Vorhalle, die man durch den zwischen zwei Thürmen liegenden Haupteingang betritt, empfängt uns eine der mehr oder weniger hübschen barmherzigen Schwestern, die sich die



Die Pesthousenanstalt Pesthaus.

große Lebensaufgabe gestellt, den Leidenden mit unnachahmlicher Selbstverleugnung Trost und Pflege zu gewähren. 350 Kranke finden in dem colossalen Gebäude Zimmer, deren Einrichtung das Vollkommenste ist, was man in dieser Art sehen kann. Für 60 Diakonissinnen, die sich zu ihrem erhabenen Beruf ausbilden lassen, ist eine Erziehungsanstalt eingerichtet, aus der sie erst entlassen werden, wenn ihnen die kleinsten Details der Krankenpflege geläufig sind, wenn sie ebenso genau mit den Medicamenten für die Genesung der Körper, als mit Bibel und Gesang für das Heil der Seelen umzugehen wissen. Einen besonders hübschen Eindruck machen die oft blutjungen Pulverinnen in ihrer einfachen, aber geschmackvollen Tracht. — Auch hier ist, ganz wie in den Klöstern, ein Probejahr nöthig, und schon Manche



Schwester aus Peshawar.

ist durch den berauschenden Glanz der sündigen Welt von dem hehren Pfade abgewichen. Das Diakonissenhaus enthält auch seine Kirche; unweit aber ist noch eine zweite im Bau begriffen und für die katholische Garnison bestimmt, für welche die große katholische Kirche, zwischen Opernhaus und Decorationstheater, nicht mehr ausreichte.

Wir haben jetzt einen Blick in die mehr den Thoren Berlins zu liegenden Stadtviertel gethan, und wenn das Dar- gestellte kein vollständiges Bild gibt, so charakterisirt es doch wenigstens einigermaßen. Daß ich nicht viel Kirchen, Kasernen, Gefängnisse, Krankenhäuser und Aehnliches erwähne, wird man mir nicht verargen, trotzdem ich auf Pflicht und Gewissen vertheidern kann, daß dies der geringste Mangel unserer Hauptstadt ist. Es sind unter den fast 50 Kirchen, außer den angeführten, so manche sehenswerthe; es giebt so manche tadellos eingerichtete Kaserne, so manches vortreffliche Gefängniß, aber jede große Stadt hat dergleichen mehr oder minder gut vorzuführen, und ich denke, daß ich mit einem Leser zu thun habe, der beschäftigt, was ihm gerade im Wege liegt, nicht aber die Stadt abläuft wie um Potentlohn.

Kehren wir noch einmal zur Mitte der Stadt zurück. Wir stehen auf dem Gendarmenmarkt, dem schönsten der 30 Plätze der Stadt. Er bildet ein ungeheures Viereck, in dessen Mitte sich drei imposante Gebäude erheben: der deutsche und französische Thurm, in dem Centre des Pariser Pan-

theon, und zwischen beiden das von Schinkel erbaute Schauspielhaus. Es ist fein und geistreich erfunden, daß gerade von der deutschen Kirche zur französischen, oder von der evangelischen zur katholischen Religion, der Uebergang durch ein Theater gebildet wird. Der einen sagt es: „Lerne von mir, du bist zu kalt und zu nüchtern“; der andern ruft es zu: „Mäßige dich in deinem Pomp, wo bleibe ich?“ — Gebäude von stolzer, aber barocker Schönheit — Gebäude, wie sie die in Formen überströmende Zeit Friedrich des Großen schuf, sind stark vertreten in den den Platz umgebenden Straßen. Die ihn durchschneidende Jägerstraße zeichnet sich durch ihre Breite, wie durch den Reichtum ihrer Magazine vortheilhaft aus; sie führt uns zu dem mit Recht berühmten Gerson'schen Pazar, dem größten Manufactur-Waarengeschäft Berlins. Jedem, er mag kaufen oder nicht, ist der Eintritt gestattet, der dem Ersteren nicht durch übermäßige Preise, Letzterem nicht durch das beliebte Angaffen und Umkreisen der Commis verleidet wird. Man durchwandert das geschmackvoll eingerichtete, weitläufige Gebäude und verläßt es (wenn man nicht gerade die Kaufmännischen genommen, die von dem erfahrenen Commis Physiognomien sofort verstanden wird) ungehindert, wie man eintritt.

Gerson machte den Anfang mit einem Geschäft, in dem man ebenso gut eine halbe Elle Alanell wie einen türkischen Shawl verlangen kann, — Andere folgen ihm nach. Kleine Geschäfte erhalten entweder durch dergleichen Konsummagazine neue Nahrung — sie verkaufen die dort zurückgesetzten, nicht ganz modernen Waaren zu einem civileren Preis — oder sie werden aufgefressen. Wie oft sieht man in einem Schaufenster, das noch vor wenigen Tagen reich decorirt strahlte, zwischen wenigen zusammengeputzten Sachen den

verführerischen Zettel: „Mänglicher Ausverkauf.“ „Unter dem Kostenpreise.“ Man glaubt, da man den Worten traut, durch Kaufen zu dem Ruin des Geschäfts beizutragen und wird selbst getreilt. Hier zeigt sich wieder der Schwindel, der Berlin annähernd eine große Stadt sein läßt. Billige Redensarten und billige Preise sind nur annoncirt, um Käufer herbeizulocken. Die Speculation ist richtig; denn hat man nur erst die bis dahin zaghaft vermiedene Schwelle hinter sich, ist man eingetreten, — so ist man verfallen. Das Schaufenster preist eine fertige Weste für 1 Thaler an. Enorm billig! — Ich bin im Vaden.

„Bitte — die billigen Westen.“

Der geschmeidige orientalische Jüngling legt mir ein Dugend vor — sie schillern in allen Farben, aber eine einsame silbergraue zieht mich durch ihre bescheidene Eleganz besonders an.

„Was kostet diese?“

„Drei und einen halben Thaler.“

„Und jene violette?“

„Vier Thaler.“

„Aber wo sind denn die billigen Westen, die ich eigentlich gefordert habe?“

„Hier ist eine derselben“ — und der lächelnde Commis zeigt auf ein Stück Pappen, das auf der Brust eines Harklein Aufsehen erregen würde.

„Das kann man ja aber nicht tragen — das ist nicht möglich — haben Sie denn nicht andere Farben?“

„Nein — das ist Alles zurückgesetzte leichte Waare — für einen Thaler können Sie wirklich nicht mehr verlangen. Aber wenn Sie diese nehmen — und der Schurke holt die von mir careffirte silbergraue hervor und läßt die Farbe im

schmelzelndsten Lichte spielen — wenn Sie diese nehmen, dafür kann ich garantiren.“

Und ich kaufe die silbergraue und bin für $3\frac{1}{2}$ Thaler im Besiz einer Gesellschaftsweste, deren ich genug liegen habe und die mir mein Schneider für 3 Thaler gemacht hätte — statt einer Weste für die bevorstehende Ausreise.

Am verdrießlichsten sind dergleichen Zufälligkeiten in Gegenwart einer Dame, der man irgend ein einfaches Geschenk machen will; nach einem Cravattenbändchen fragt man — Sammetgewebe mit Valenciennet Ranten legt der schlaue Kaufmann vor. Es ist dies sonderbare speculative Verfahren der Händler bei einigen schon zur Manie geworden und nicht so sehr ungewöhnlich, daß, auf irgend eine Frage, z. B. nach grünem Thee, bedauert wird, derselbe sei ausgegangen, dagegen sei ein vorzüglicher Weinmostich oder dergleichen dem Geforderten Heterogenes zu empfehlen.

Berlins Conditoreien sind der Stadt eigenthümliche Versammlungslocale. Sowol Gendarmenmarkt als Jägerstraße enthalten unter anderen zwei der berühmtesten derselben und dabei gerade diejenige, welche zur öffentlichen Trennung der Geschlechter besonders beiträgt. Dies ist Schaup, die Conditorei der Damen.

Es ist ein charakteristisches Kennzeichen einer noch immer in Berlin herrschenden Kleinstädterei, daß wenige Damen es über sich gewinnen können, allein in eine größtentheils von Männern besuchte Conditorei zu gehen, obgleich sich diese selten die Mühe geben, die Ausnahmen zu beachten oder gar zu belästigen.

Aber das schöne Geschlecht hat eine vorherrschende Neigung für eine Tasse Chocolate zum Frühstück, und so sind die Damen, welche Beaufs Ausrichtung ihrer Commissionen

Vormittags ausgehen, übereingekommen, sich eine Damenconditorei zu bilden, in der sie sich täglich, nach dem alten Spruch: *l'union fait la force*, alt, jung, hübsch, hässlich, Frauen und Mädchen zusammenfinden, in die sich selten ein Mann öfter als einmal verirrt. Denn die Gesellschaft der Damenconditorei, weniger loyal als die der Männer, liebt es nur zu sehr, jeden Mann, der eintretend alle Plätze von Damen besetzt sieht, spöttisch als einen Zudringling zu mustern. Wehe ihm, wenn er am Ladentische, schnell sein Stück Kuchen verschlingend, verlegen die Augen niederschlägt; dreimal Wehe, wenn er etwa beim Eintritte sich schüchtern umsieht, keinen Platz gewahrt und sich, unverständliche Worte murmelnd, gleich wieder entfernt. Ein hochfastes Nicken zu hören wird er Zeit haben, ehe er die Thür schließt.

Die zweite der erwähnten Conditoreien, die am Gensdarmenmarkt, unweit der durch L. Devrient und G. F. A. Hoffmann berühmten Weinstube von Luther und Wegner, ist Siebels' Conditorei, bekannt durch ihren vorzüglichen Kaffee; der Platz für die Aristokratie des Geistes. In ihr liest man bei einer Schale duftenden Koffas Nachmittags — bei einem Paar kleiner Pastetchen vor Lische — die Blätter der Welt; oft entspinnt sich in ihr an dem Tische des Buffetpimmers, wo sich die habitués (besonders vor dem Theater) zusammenfinden, ein Gespräch über Kunst, Literatur und Politik, und speciell für letztere gab es eine nicht fern liegende Zeit, wo das sogenannte „rothe Zimmer“ einen großen Theil der „gönnervollen Opposition“ versammelte.

Dieser Conditorei ähnlich sind die von Spargnapant, Giovanoli, Frickeberg, Schilling. Jostu laßt viel Majore

außer Dienst, Hauptleute mit ihren Frauen und Fremde, die von der Besichtigung des Schlosses, der Museen und anderer Sehenswürdigkeiten, erschöpft zurückkehrten; Courtin die Waffler und Juden.

Kranbler, an dem wir vor unserer Abendpromenade flüchtig vorübergingen, ist berühmt durch sein Gie und seine



Der Kranbler's Conductor.

Vicutenant. Der junge Dandy sitzt in nachlässiger Stellung auf dem Verren vor dem Hause, mustert, das Vergnügen

im Auge, die Vorübergehenden und amüßte sich, wenn er das noch kann, über das wechselnde Bild vor seinen Augen. Zu Kranzler nicht zu gehen, würde sich kein Berlin besuchender Provinziale verzeihen, und täglich sieht man deshalb an den kleinen Marmorischen jene unverkennbaren Gestalten Pommerens und der Mark, die mit offenem Munde nach dem goldstregenden Puffet hinstarren, hinter dem zuweilen junge, zuweilen selbst hübsche Mädchen die Befehle der Eintretenden ernst und schweigend entgegennehmen und nur selten einen lächelnden Blick *a la d'robée* für den täglichen schlanken Gardelieutenant übrig haben. Reich gallonierte Bediente entführen große Massen der süßen Waare (d. h. nicht der Gardelieutenants) zu den verschiedenen Dinern und Geburtstagen.

Kranzler war der erste der größeren Konditoren, der einsichtsvoller Weise den Geschmack der heutigen Männerwelt, den Kaffee nicht ohne die begleitende Zigarre zu nehmen, verstand und die Initiative des Rauchzimmers ergriff. Aber er machte den Fehler, die ganze große Beletage seines Hauses, in welcher jetzt der bedeutendste Restaurant ist, zu diesem Zwecke einzurichten, wobei er, wie zu erwarten war, seine Rechnung nicht fand.

Einige Jahre später gelang es d'Heuteuse, unter den Linden ein Stablissement in Ruf zu bringen und dem ein größeres eleganteres folgen zu lassen, nach dessen Hinterzimmer jetzt nachmittäglich die rauch-, kaffee- und leiselustige Männerwelt strömt. Dies Local ist die Trophäe eines besiegten Vorurtheils, und wie sich die Masse der Geinnungslosen immer dem Sieger zuwendet, so sind auch die Zimmer der Nichtrauchenden stets ebenso gefüllt, als die Rauchzimmer selbst.

Aber es ist gemüthlich in den Rauchzimmern — vor allen Dingen still. Nur an jenem Tische, wo sich Deputirte zu versammeln pflegen, oder an dem dort, den in der Regel Artilleriefähnriche besetzen, wird von Zeit zu Zeit ein lautes Wort gesprochen, die Meisten rauchen, schweigen und lesen. Hier sitzt der Schauspieler und verfolgt die verschiedenen Kritiken über seine letzte Leistung, hier liest der angehende Publicist seine ersten Correspondenzen, um zu sehen, wie sie gedruckt aussehen, oder wie viel Spalten sie einnehmen, hier ärgert sich der Abgeordnete über seine vom Richter-Statte einer feindlichen Zeitung entstellte Rede. Und über das ganze Bild lagern sich jene blauen, ewig kreisenden Dampfwolken und einen sich mit dem Dufte des narкотischen Trankes und den schwellenden Sammetdivans zu dem größtmöglichen Comfort, den man Nachmittags in Berlin für 2½ Silbergroschen ersuchen kann. Jedoch alle diese Bequemlichkeiten sind erst die Erzeugnisse der letzten zwanzig Jahre und die Metamorphose gegen früher ist fast ebenso stark, als die des farbenglänzenden Halters — der gefeierten Bühnenercheinung en toilette — aus der mißgestalteten Raupe — aus dem häußlichen Negligé.

Berlin hatte eine Zeit, wo es eine gewisse Art von Conditoreien gab, die schüchtern in entlegenen geräuschlosen Stadtwinkeln vegetirten und die Vorboten der ebenso schnell erblühten, als schnell dahingeworfenen Poffkneipen waren. Wie man in diesen Anstand nahm ein Seidel Bier zu trinken und noch viel mehr etwas zu essen, so trank man auch nur dort ein Glas Zuckerwasser oder einen Liqueur und dies größtentheils stehend. Es waren meist kleine, niedrige Häuser, in denen diese Conditoreien zu finden waren. Gebäckten Hauptes und eine

Stufe hinab gelangte man in den Laden, der oft kleiner war, als die Bude einer auf der Straße handelnden Kuchenfrau. Fünf bis sechs Sorten eines zweifelhaften Gebäcks standen vereinsamt auf dem Ladentisch, in vergeblicher Erwartung des ihrer Natur zukommenden Schicksals, beschäftigt sich selbst zu vergehren; in einem Spinde dahinter ent-



Auch eine Conditorei.

deckte das forschende Auge einige Flaschen, bestimmt Liqueur zu enthalten, ein Glas mit von Fliegen durchlöchernten unverhüllten Bonbons oder Pfeffermünzkügelchen und weiter nichts. Ein kleines dunkles Gastzimmer mit großem Sopha barg die den leichtsinnigen Gästen entgegenstehende Hebe.

Es gab unter diesen Spelunken eine kleine Conditorci, die, der merkwürdigen Rücksicht wegen, die der Besizer auf seine Gäste nahm, der Erwähnung werth ist. Es war ein alter alleinstehender Mann, dem es früher besser gegangen sein mochte. Er hatte weder Ladenmamsell noch Gehülften, er war selbst Alles, aber trotzdem vermochte er es nicht über sich zu gewinnen, den Gebrauch der Conditorien zu verlegen. Wenn man eintrat und eine Tasse Chocolade bei ihm bestellte (denn es war bei ihm Alles schmackhaft und reinlich), so rief er durch ein kleines, in der Hinterwand angebrachtes Fenster das bekannte „Tasse“ in die leere Küche. Dann, ein Geschäft vorschüßend, verschwand er, bereitete das Bestellte selbst, wiederholte von Außen „Tasse“, erschien im Laden, bediente den Gast und war glücklich, wenn eine ernste Miene ihn das Nichtbemerktsein seiner List hoffen ließ.

Eine Conditorci existirt in Berlin eigentlich nur von den Nachtschwärmern, von den nur noch irgend ein offenes Local suchenden Junggesellen. Wenn man in einer Winternacht gegen 3—4 Uhr in die zwei kleinen Zimmer tritt und sie mit 12—15 Menschen angefüllt findet, so kommt Einem der Wirth mit der wie eine Entschuldigung klingenden Anekdote entgegen: „Es ist noch etwas still bei mir.“

Das Alles sind kleine Züge, die das Leben einer großen Stadt charakterisiren und deren Berlin eigentlich so wenig hat. Berlin ist nur in seiner Ausdehnung groß, in seiner Masse von zusammengehäuftem Baumaterial, in wenigen Einzelheiten, sonst nur in der Idee und hauptsächlich des Berliners selbst, wenn er dem Fremden gegenüber tritt. Der Berliner schimpft und macht seine schlechten Witze über Alles, was ihn umgibt, über jede Einrichtung, sie mag so wenig schlecht als möglich sein; nur darf ihm das kein Ausländer

sagen. Im Auslande aber erhebt er stets seine Vaterstadt in den Himmel, nie ist er zufrieden zu stellen; und wenn er in den erhabenssten Naturanblick versunken scheint, wenn Alles, was eine üppige Phantasie zu erfinden im Stande ist, vor ihm in Wirklichkeit ausgebreitet liegt, dann fehlt ihm immer noch ein Etwas, und nicht selten hört man ihn in die großen Worte ausbrechen: „Herr Gott! hier 'ne Welsche.“

X.

Musik.

„Schwach ist er, doch kein Bösewicht“ — der Berliner — und wenn man ihm seine komischen Seiten nachsieht, ein sehr verträglicher Mensch. Er ist mit Wenigem zufrieden, das weiß Gott! — Aber auch das Höchste bleibt von dem scharfen Stachel seiner Kritik nicht verschont. Er ist vergnügungsfüchtig und hat, wie alle Hauptstädter, late Sitten, aber er liebt und protegirt die Künste. Musik liebt er vorzugsweise, und keine Familie, glaube ich, existirt, wo nicht irgend ein Instrument, und sei es die Liebharmonika, geübt wird.

Ginzig in ihrer Art waren noch vor wenigen Jahren die Privatcirkel des Hofmalers Prof. Hensel und des Hofbuchdruckers Decker. Die Salons des Ersteren waren durch Helix Mendelssohn und dessen kunstverwandte Schwester, Hannu Hensel, der Zusammenfluß sämtlicher musikalischen Verübtheiten; wie bei dem Zweiten ebenfalls die Frau, die einst als Opernsängerin gefeierte Pauline v. Schögel, den Mittelpunkt bildete. — In dergleichen Gesellschaften ist die bosse musicale auf das Auschweifendste ver-

treten; eine tuberositas an dem Sig besagten Organes hat, erschieden jeder der Eingeladenen.

Die Manie, musikalische Gesellschaften zu geben, geht durch alle Kreise, und, ohne gerade auf dem Standpunkt der Landplage oder Epidemie angekommen zu sein, erregt sie die größten Besorgnisse. Was sind die kleinen Beamtenfamilien bedrohlich, in denen die Töchter des Hauses vor Tanten und Cousinen als Phänomene ausgescrien werden, die dann, von Zeit zu Zeit, in einer zusammengewürfelten Soirée ihre Talente preisgeben müssen, die für Rücken schwärmen und Gumbert's „Felice notte Marietta“, und denen leider nur zu oft Meyerbeer, Spohr, Marschner zum Opfer fallen. Theewasser mit bläulicher Milch und den Moxen insultirende Butterbrote müssen bei dergleichen geistigen Genüssen dem Körper genügen. Gewöhnlich ist irgend eine Choristin vom Hoftheater der Abgott der Familie, und Vater und Mutter hören nur mit verächtlichem Lächeln die Vorzüge anderer Sängerinnen rühmen. Durch die Gefeierte erhält Papa von Zeit zu Zeit Billets für den dritten Rang des Opernhauses, doch nur wenn sie in irgend einer obskuren Oper eine Nebenrolle auszufüllen hat. Da sitzt er denn, der würdige Mann (der selbst einst einen schönen Tenor hatte), mit geschlossenen Augen und hintenüber geworfenem Kopf und schlägt mit den, vom weiten Leibrockärmel beschatteten Fingern den Takt auf der Vogenbrüstung, während seine Gesichtsmuskeln das Lächeln der Zufriedenheit oder den Grunz der Mißbilligung zucken. Eine der Töchter muß unbedingt Mitglied der Singakademie sein, die andere aber wenigstens zweimal wöchentlich ihre Mappe mit „Voto und Voto“ (eine der bedeutendsten Musikalienhandlungen) in den Straßen umherschleppen. Wer in Familien nicht

Zutritt hat oder dieselben vermeidet, weil er sagt, daß die geringe Annehmlichkeit eines solchen Besuches durch die größtentheils schauderhafte Langweiligkeit vollständig paralysirt wird, der ist gewiß Mitglied irgend eines Vereines, irgend einer Piekertafel, deren es eine Legion gibt. Die interessanteste ist jedenfalls die von Truhn gestiftete und jetzt unter Dorn's Direction übergegangene „Neue Berliner Piekertafel“. Es sind natürlich nur Herren, denn wo bliebe sonst das epitheton ornans „interessant“! und man findet dort Alles, was Anspruch darauf macht „ein Berliner zu sein, der überall zu finden ist.“ Schon durch den Namen der Direction stehen dieser Gesellschaft die bedeutendsten musikalischen Kräfte zur Disposition, denen sich zuletzt, wenn der Ernst allmählig gewichen, die komischen Talente anschließen. Unter letzteren hat man besonders oft Gelegenheit den liebenswürdigen Charakteristiker Knaak, ein Mitglied des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters, in seiner ganzen Originalität kennen zu lernen.

Das Stern'sche Conservatorium, das Kullad'sche Conservatorium, der Grk'sche, Pfeiffer'sche, Braund'sche, Wendels'sche, Jahn'sche, Schneider'sche Musikverein, der Domchor, das Alles spukt durcheinander und leistet jedes in seiner Art Bedeutendes. Von Allen werden Aufführungen für das Publikum veranstaltet, gewöhnlich um den so oft geprüften und so oft bestandenen Wohlthätigkeitsstimm der Berliner aufs Neue herauszufordern.

Die öffentlichen Concerte von 1 bis höchstens 5 Silbergroschen Eintrittsgeld haben jetzt in Berlin ihren Höhepunkt erreicht. Es gibt nichts Eleganteres, nichts Präciseres, als die Symphonieaufführungen von Liebig, Rudersdorf und Andere. Schlechte Musik existirt fast nicht mehr, und selbst die alten,

auf den Höfen herumziehenden schlechten Harfenistinnen und Leierkastendreher scheinen allmählig zur Noth zu werden. Die Zahl derselben scheint — Dank sei es der väterlichen Sorge der Polizei — in der letzten Zeit bedeutend abgenommen zu haben und noch täglich abzunehmen. Die Erlaubniß, in den Häusern zu vagabundiren, ist oft nur eine Aufmunterung zu Faulheit, Müßiggang und Umbertreiben. Da das einfache Betteln verboten ist, finden dergleichen Leute das Mittel, ihr Almosen unter Begleitung der Violine oder des Leierkastens zu fordern. Nur zu oft speculiren sie mehr auf das Mißvergnügen, das sie erregen, als auf den Gewinn, den sie möglicher Weise verschaffen könnten. Sie wissen alle Theile in sofortige Contribution zu setzen, Diejenigen, welche Musik lieben, und Diejenigen, welche sie nicht lieben. Man ist jetzt zurückhaltender als je mit dem Schein für solche Vorfstellungen, man ist so streng, daß es in Kurzem leichter sein wird, die Concessionen zu einem Theater zu erhalten, als die, eine Truchselei herumzutragen.

Letzteres ist die zahlreichste und gefürchtetste Classe der musizirenden Gaullenzer. Um zu wissen, bis zu welchem Punkt der Verzweiflung ein solches Instrument führen kann, muß man den Componisten fragen, der, in der Bearbeitung eines großen Ainales, plötzlich von einer hinterlistigen Volkseuchsel angefallen wird. Wenn der Componist den Friedenslöcher auf der Stelle erwürgte, müßte das Geschwornen-Gericht, glaube ich, mildernde Umstände eintreten lassen.

Pallas soll einst eine schreckliche Flöte erfunden haben, die, durch eine Menge von Tönen, den Klageschrei der Gorgone hervorbrachte. Man muß gestehen, daß der größte Theil unserer Leierkasten auf diesen hohen Ursprung schließen

läßt. Wer jemals das verworrene Gedudel aus dem kleinen klapperigen Kasten des blinden Mannes mit anhörte, wenn er dazu das geistliche Lied quächte: „O Seele, sage nicht“, hat erst den vollständigen Begriff davon, was man durch Zuhörigkeit erduldet.

Die Harfe ist fast der Vergessenheit Preis gegeben; nur hin und wieder waagt es noch eine alte, verbrauchte Matrone in die Saiten von König David's Instrument zu greifen und einige mißtönende Accorde mit ihrer zitternden Tiefanstimme zu verrinen.



Verunsich. „Wenn der Tod
in der Hand seine Brankheit
hät“.



„Ich bin ein Prende, kennst
du meine Harben“.

Dank sei also der Sicherheitspolizei, daß dies schreckliche
musikalische Wesen immer mehr abnimmt und fast nur noch

Berlin u. die Gegend.

der alte Invalide das Recht hat, harmlose Spaziergänger zu insultiren. Diesem spendet man gern das kleine Almosen. „Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben“, ist die einzige Civilversorgung des zusammengeschossenen Krüppels.

XI.

Berlin im Grünen. Hier und dort.

Eine große Annehmlichkeit für die Berliner ist der Thiergarten mit seinen herrlichen schattenreichen Gängen, seinem hindurchfließenden Wasser, seinen Etablissements für das Publikum und seinen Landhäusern. Die Zelte, unweit des mit üppigen Gartenanlagen umgebenen Schlosses Bellevue, in dem eine weniger schöne als reichvolle Bildergalerie, sind mit dem sogenannten „Hofjäger“ die ältesten in diesem Park existirenden Vergnügungsorte, die einst das nachmittägliche Ziel der schönen Welt waren. Beide haben ihren Charakter aufgegeben, denn während man jetzt in ersteren den ehrsamem Bürgerstand und einige niedere Actenwürmer bei Weißbier schwelgen sieht, hat der Hofjäger der Sucht nachgegeben, Alles zu französischen, und einen *bal champêtre* eingerichtet. Es wurde Anfangs viel Geschrei davon gemacht, daß es einem Mabilite und Kancelagh nichts nachgeben sollte; als man aber die dürftigen Anlagen und die Paar bunten Thranlampen sah, da zog man getäuscht die Augenbrauen in die Höhe, hatte einen Gedanken der Kühlung für Mabilite und Kancelagh, ja selbst für die *grande chaumière*. Oh -- *chaumière*! Dein lebenslustiger Bewohner

des quartier latin ist hier vertreten durch den in Börsen- und Cadenziesthüm abgenutzten Geschäftsmenschen, — Deine leichte zierliche Grisette durch schwerfällige Dirnen der niedersten Art! — Uebelbaute mißgestaltete Gumbaden verspotten Deine graciös üppigen Lätze!

Das Dreum und Kemperhof halten sich, ohne gerade stolz auf ihren zahlreichen Besuch zu sein. War wechselnd ist die Laune unseres Volkes. Locale entstehen und gehen unter, und was noch gestern der Lieblingsaufenthalt der schönen Welt war, ist heute dem kleinen Bürger anheimgefallen und steht morgen, auch von diesem verlassen, vereinsamt da.

In dem Theile des Thiergartens, vor dem Potsdamer Thore, zwischen Kemperhof und dem Hofsäger, sind die zahlreichen Sommerwohnungen, die in kaum merklicher Abstufung von der fürstlichen Villa des reichen Handelsheeren bis zum Heuschuber des Vagabunden gehen.

Kaum steht der erste Grocus sein Köpfchen aus der Erde, und kaum ermuntern sich die ersten voreiligen Schneeglöckchen, da denkt auch schon der Berliner jedes Standes an seine Sommerwohnung, und nicht lange währt es, so gleicht der Eine weithin, der Andere bleibt in der Nähe. Diese nächste Nähe aber ist der Thiergarten.

Hier gibt der Aristokrat seine luxuriösen Dineré. Das reiche Damastgedeck ist beladen mit Krystall und Silber; zum Wachsthum gezwungene Gemüse und Früchte zeigen dem Gast, daß der Kostenpunkt, dieser plebejische Spielverderber, hier nur dem Namen nach existirt. Der Speisesaal ist kühl, denn die niedergelassenen seidnen Vorhänge und die feuchte, wohlthuende Atmosphäre des anstoßenden Treibhauses halten die Hitze ab, die nur nach und nach, durch die verschiedensten Weine, vom Syracuser und Steinberger

bis *veuve Clicquot* und *Iosaner Kometenwein*, im Innern des eigenen Selbst wieder entsteht. Der Kaffee wird im Treibhause oder unter einem Zelte des parkähnlichen, von hohen Bäumen beschatteten Gartens eingenommen, und der Duft der glimmenden *Panatellas* oder *Flor de Cabañas* geben dem Körper jene verführerische, aber entnervende Ruhe. Nur selten läßt sich ein Mitglied einer solchen Familie auf der der *Gauffée* zu liegenden Seite des Gebäudes sehen.

Ein wahrer *salto mortale* ist der Sprung von diesem Wohlleben auf die Mittelklasse, — auf die unglückliche Klasse, die immer will und nicht kann, die Alles mitmachen muß und nicht die nöthigen Mittel dazu hat, die, weil sie keine Luftballons bezahlen kann, Seifenblasen fliegen läßt. Fliegen aber muß sie irgend Etwas lassen!

Da wird nun in einem Hause, an dem Jahr ein Jahr aus, selbst im Schneegestöber des Decembers, der ermunternde Zettel aushängt: „Hier sind Sommerwohnungen zu vermieten“ — in einem Hause, das durch weise Einrichtung von Küchen in den Stand gesetzt ist, 12—15 Familien zu beherbergen — in einem solchen Hause wird ein Quartier von höchstens zwei Zimmern und Küche gemiethet, und dies mit dem in der Stadt entbehrlichen Mobiliat herausgeputzt. Auf Bequemlichkeit wird nicht gerechnet — das schadet auch nichts —, wenn man nur „*sommerwohnt*“. Nach der Straßenseite eines solchen Familienhauses hinaus ist gewöhnlich eine Gasse von Holz gebaut und diese durch Bänke, und je zwei Bänke durch eine Latte, für die 12—15 Familien in sogenannte Lauben getheilt. Einige Argen grauer Packleinwand schützen vor den hier immer sengenden Strahlen der Sonne.

Wenn nun die Leuten auf diesen verführerischen Bal-

konnen nicht ihre Mittagsmahlzeit einnehmen, wenn sie nicht gesehen haben, was der Nachbar ißt und hierbei nicht naschrümpfend geäußert haben, daß es bei Meyer's oder Schulze's nicht einmal Bouillon gäbe, oder daß Gohn es zu weit treibe, da er jeden Mittag seinen Schoppen Wein tränke, wenn dies Alles nicht der Fall gewesen und sie heimlich mit Brühkartoffeln oder Lungenbachee den knurrenden Ma-



Zusammenkunft zweier Klasse im Idyllgarten.

gen beschwichtigt haben, dann ißt Nachmittags Mutter und Tochter, „angethan mit rother Seide und mit Tüchern vom

„Goango“, kokett nachlässig mit Fächer und Sonnenschirm herumfuchtelnd, auf diesem Präsentirtbrett, um die Spaziergänger durchzuhecheln, insbesondere aber um den Eindruck des Schaufensters einer Modistin zu machen.

Von dem Nachbar weiß man die feinste Kälte seines Familienlebens, die subtilste Kaser seiner Vergangenheit, und kommt dieser nun auch auf seinen Platz, so ist man sich vollständig fremd und erwidert nur den gebotenen Höflichkeitßgruß, weil man nicht anders kann. Selten besteht zwischen solchen beisammenwohnenden Familien ein anständig geselliges Verhältniß, fast nie ein freundschaftliches. Ueberhaupt sehr annähernd ist der Berliner nicht, denn wenn er in ein Local tritt, wo an den sechs vorhandenen Tischen je eine Person sitzt, so ist er im Stande, wieder hinauszugehen, weil kein Platz war.

Der Herr des Hauses, der in der Stadt sein Geschäft treibt und hier am Tage seine Mittagsstunde genießt, kommt gegen 7 — 7½ Uhr wieder. Gewöhnlich findet er dann Gesellschaft bei sich (denn mit dem Begriff „Sommerwohnen“ ist der Begriff „Besuch“ auf das engste verbunden), und er ist sehr zufrieden, wenn sie der Art ist, daß eine Partie Whist oder Sechsendsechzig zu Stande kommt.

Die letzte der oben erwähnten Classen von Sommerwohnungen im Thiergarten ist, wie gesagt, der Heuschcker, oder der Busch, oder die Bank, die sich der obdachlose Proletarier auserkoren, um auf diese Weise seinen Silbergrößen für die nächtliche Schlafstelle zu sparen. Nicht selten wird er durch wachsame Augen gestört und dahin gebracht, wo die Noabiter geendigt, oder sofort in den „Dosenkopf“.

Wenn der Thiergarten das Vergnügen der einen Hälfte der Stadt ist, so ist es der in den letzten Jahren angelegte

Friedrichsbain der anderen Hälfte. Dieser ist eine hügelige, reizende Parkanlage zwischen dem Landberger und Königsbber. Eine colossale Büste Friedrich des Großen, das freigebige Geschenk eines Berliner Schneidermeisters, blickt von einem



Zimmerwohnung betterer Glasse im Adiergarten.

der höchsten Punkte mit seinem großen ruhigen Auge ernst auf die vor ihm ausgebreitete Stadt, während das gemeinsame Grab der am 19. März 1848 gebliebenen Dreihundert den Lebenden als warnendes Beispiel dienen könnte, wenn es jetzt nicht schamhaft versteckt läge und der umgebende schöne Rasen nicht durch Verbotstafeln gegen die Zerstörung gesichert wäre. Livv's Praueri bietet auf eine angenehme Promenade einen in jeder Beziehung zu empfehlenden materiellen Genuß. Die Speculation auf den an viel Durst leidenden Berliner hat überall ihre Besten errichtet.

Außer den bereits angeführten neu angelegten Alazienreihen fehlt es dem Innern der Stadt durchaus nicht an grünen Bäumen, und von den zahlreichen Privatgärten sind einige der hübschesten dem Publikum zur Benutzung übergeben. Den ersten Rang unter denselben nimmt der Garten des Schlosses Ronbijou ein, welches der Lieblingsaufenthalt Sophie Dorothee's, der Gemahlin Friedrich Wilhelm's I., war. Es ist der einzige, der ohne Interesse freigegeben ist, aber größtentheils mit Interesse aufgesucht wird, da zahlreiche Rendezvous d'amour darin abgehalten werden. Die übrigen Gärten sind in Folge der Speculation hergerichtet, z. B. Schäfer's Garten, der Brunnengarten, Jachmann's Gesellschaftsgarten, der Alexandergarten, Münchener Brauhaus, Villa Colonna und andere, über die alle aber der des Friedrich Wilhelmstädtischen Theaters den Sieg errungen. Da laßt und weilen.

Nachdem man in dem geschmackvollen Parktheater den Liebling des Publikums, den feinfühlenden Penivant Acher applaudirt, und die drei männlichen Grazien der Komik, Knaak, Weibrauch und Haase, eine wohlthätige Erfrischung des Zwerchfells hervorgebracht haben, tritt man hinaus in den Garten. Zwischen hohen Bäumen und Blumen plätschern Springbrunnen, die ihre von unzähligen Wassiguren erleuchteten Tropfen gleich Smaragden und Topasen umherstreuen. Eine heitere Halle mit gedeckten kleinen Tischchen zieht sich an der einen Seite entlang. Hier genießt man die ganze Wollust eines schönen Abends, wenn man eins derselben, mit zwei Couverts, für beiseht erklärt hat. Bei vortrefflicher Orchestermusik und duftendem Beefsteak (was an heißen Sommertagen nicht zu vermeiden) erfreut man sich an dem bunten Gewimmel der Promenirenden.

Wenn man bedenkt, daß vor 1850 die ganze Räumlichkeit nur ein ziemlich wüster Fleck mit einer Bretterbude war, in der Theater gespielt wurde, so kann man dem Unternehmer Reichmann und dieser dem Publikum, das ihn so kräftig unterstützte, nicht genug danken.



Im Garten des Friedrich-Wilhelmsstädtischen Theaters.

Reichmann und nach ihm Gräbert, welcher Letztere Besitzer des Vorstädtischen Theaters ist, zeigen, was sich durch

eine gute Verwaltung erzwingen läßt, wie im Gegentheil das fortwährende Kränkeln des einst so blühenden königlichen Theaters ebenso klar beweist, daß auch die tüchtigsten Kräfte unter den Mitgliedern nicht vermögen, eine mißleitende Direction zu entkräften. Hoffentlich wird daselbe unter einer verständigen Leitung als Phönix erstehen; denn es fehlt unserem vergnügungsfüchtigen Volke an Theatern; die neun bis zehn Bühnen genügen nicht mehr.

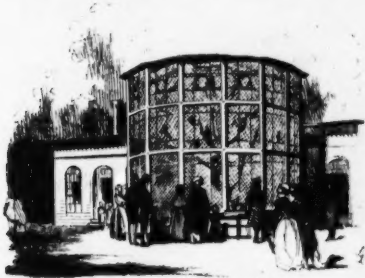
XII.

Umgegend. Extrasahrt nach dem Finckenkrug.

Wie ich von den Vergnügungsorten außerhalb der Thore bereits den Thiergarten und Moabit dem Leser geschildert habe, so will ich ihn jetzt in die übrigen, der Stadt zunächst gelegenen Punkte einen flüchtigen Blick thun lassen, um ihm auf diese Weise das Skizzenbuch über Berlin und die Berliner zu vervollständigen.

Am Rande des Thiergartens, zwischen einem harmlosen „Sauten-Milch-Stablisement“ (Albrechtshof) und dem Königl. Sommerschloß Charlottenburg liegt der „Zoologische Garten“. Wer Berlin kennen lernen will, darf es nicht unterlassen, die hier in möglichster Freiheit gehaltenen Thiere ferner Zonen zu besuchen; er lernt dann zugleich die Berliner kennen. Es gibt nichts Interessanteres, als die Freude, den Jubel der kleinen Welt, die vor dem Affenhaus Stunden lang die närrischen Sprünge und Grimassen betrachtet; es gibt nichts Vifanteres, als die sogenannten blödsinnigen Bemerkungen der Großen. Von einem dichten Laubdach geschützt durchwandert man mit ausschweifendem Wohlbehagen den ungeheuern Park; nach jedem Paar Schritten seßelt un-

sehe Aufmerksamkeit irgend ein Stück Naturgeschichte. Hier spreizt Einem mit Geräusch das mißgestaltete Stachelschwein seinen Rücken voll gesteckter Stahlfederhalter entgegen, dort zielt sich auf beschattetem Fluß der schwarze Schwan; hier



Am Affenhaus im Zoologischen Garten.

sind die kochtretenden Büffel, die sinkenden Böcke, das Hochwild der Fremde, die Iblere der Wüste und vor Allem die Bärengrube, wo Pegg und Martin für ein Stück Brot die halbtödtendsten Kletterübungen anstellen.

Speciell für den jungen Studenten muß es höchst komisch sein, hierher seinen Spaziergang zu richten und Allem zu begegnen, was ihn in seiner akademischen Laufbahn berührt. Hier ist der junge Fuchs, dort das alte Kamel, mit denen er zusammenstößt, er hat vollauf mit Ochsen und Büffeln zu thun, worauf sich das immer nöthige Schwein zeigt. Einen großen Strauß kann er

nicht vermeiden. Moos umgibt ihn in Fülle und kein Bär ist angebunden. Selbst der Budel war vor einiger Zeit noch vorhanden, aber den hat der Gespieler seiner Jugend, sein nobler Freund der Löwe, aufgefressen.



An der Pärngarbe im Zoologischen Garten.

Und hat man Alles gesehen, hat man sich müde gelaufen, so winkt eine jener Beizen, eine behagliche Restauration.

Charlottenburg, ein $\frac{3}{4}$ Meilen von Berlin entferntes langgezogenes Städtchen, hat, wie oben bemerkt, an seinem

entfernteren Ende ein Lieblingsommerschloß des Königs. In dem herrlichen Garten desselben spukt noch die Zeit des fast untergegangenen Mococogeschmacks in einzelnen Pavillons, der ausgesuchteste, reinste Stuhl aber in dem von Schinkel erbauten Mausoleum. Mit Andacht betritt man den Kreis der Trauerbäume, die dasselbe umgeben, mit kaltem Todeschauer die stille Halle, unter der die sterblichen Reste des schwer geprüften Königspaars, Friedrich Wilhelm's III. und seiner geliebten Luise, ruhen. Zwischen zwei Gandelabern, mit den Parzen und Horen geschmückt, stehen die beiden Sarkophage von carrarischem Marmor, auf denen durch Rauch's Meisterhand die Entschlafenen dargestellt sind. Treue Gatten- und Kindesliebe errichteten dies Denkmal.

Hinter Charlottenburg, das eigentlich nur ein Ort ist, um den Nachmittagskaffee einzunehmen, kommen die Parthen, denen man größere Vorbereitungen opfert: Bickelsberg — Schildhorn, oder der hinter Spandau liegende auf der Eisenbahn fast zu erreichende Finkenkrug. Wie ein Berliner eine derartige Landpartie macht, darf man nicht übergehen, da „Landpartienmachen“ ein Hauptzug des unstäten Volkes ist. Die Kremser (Kührwerke), jene numerirten rettenden Arken, in welche der Berliner sich zuweilen verweiselnd mit der ganzen Familie warf, um der Sündflut unseres berühmten Staubes zu entgehen, sie konnten der Sehnsucht kühnem Kluge nicht folgen, der weiter hinaus wollte in das Land, weil er müde war der oft gesehenen näher liegenden Landschaftspunkte. Deshalb bin ich überzeugt, daß ein landpartiesüchtiger Berliner auf den Gedanken der Eisenbahn gekommen wäre, wenn nicht zufällig und ohne seine Schuld ein Anderer diese nützliche Erfindung gemacht hätte.

Es ist einer jener schönen heißen Sonntage, wie sie uns das Jahr nicht oft bietet. — Die Mittagsstunde ist vorüber, selbst die letzten Geschäfte ruhen: auf allen Straßen zeigt sich das bunteste, feisttäglich gekleidete Leben, und besonders in den Thorstraßen wimmelt es dem Freien zu.



Eine verunglückte Landpartie.

Wenige Stunden nachher ist die Stadt entvölkert, und den Eindruck der trostlosesten Oede machen die Geschäftsstraßen, in denen jetzt die Magazine geschlossen, die Besitzer ausgezogen sind.

Vor dem „Neuen Thore“ angekommen, sieht sich der

Außgänger in Staub, der schon in den Straßen sein historisches Recht geltend gemacht, im buchstäblichsten Sinne des Wortes gehüllt und duldet still, wie sich dicke Wolken dieses unvermeidlichen Bestandtheiles aller Berliner Vergnügungen auf seinen rabenschwarzen Hut und seine schneeweisse Weste lagern.

Zum Glück ist der Hamburger Bahnhof, das Ziel unserer Wünsche, nicht weit vom Neuen Thor entfernt, und mit etwas Geschick gelangt man bald, wenn anders man unterwegs nicht das Unglück hat, überfahren zu werden, an den Perron des Eisenbahngebäudes. Dies bietet kurze Zeit vor dem Abgang solcher Extrazüge ein so buntes, bewegtes Bild dar, wie man es sich nur immer denken kann. — Dank der Eigenschaft jedes wahren Berliner, bei solchen Gelegenheiten immer zu früh oder zu spät, selten aber zur rechten Zeit zu kommen, steht hier eine Legion von Müttern, Tanten und anderen stets zu früh kommenden Individuen, welche in banger Sehnsucht der säumigen Bekannten und Verwandten harren, mit denen sie die Partie verabredet haben. Dicht geschaart starren alle in die Ferne, aus den wirbelnden Staubwolken die einzelnen, in mehr oder weniger komischen Aufzuge herbeieilenden Spätlinge zu erkennen, ihnen mit dem obligaten rothen Regenschirm Gile zuzuwinken, oder mit einem sich nur zu oft wiederholenden Seufzer jede einzelne ankommende Droschke sich ihrer Entladung entladen zu sehen. Angst und Verzweiflung prägt sich auf den echauffirten Gesichtern aus, je näher die Zeit der Abfahrt rückt; man wird ungestümer in seinen Bewegungen, und es fällt manches zürnende Wort, wie: „Na! na! man nich so üppig da vorne, man so noch nich gedrängelt.“

In dem Gebäude selbst stehen die Familien gruppenweise beisammen, während sich einzelne ihrer, von der günstigen Natur verliehenen Schultern wegen, der Gefahr aussetzen müssen, am Billetverkaufsbureau erdrückt zu werden.



Im Wartesaale.

Tausende von Menschen müssen sich in Zeit von einer halben Stunde ihre Billets lösen und zur Befriedigung Aller stellt man einen Beamten. Wahrlich! jenes einst so oft getadelte Benehmen der frühern Staatstransportanstalt dem Publikum gegenüber wird durch die Liberalität dieser Privatunternehmungen bei weitem übertroffen.

Die Zeit der Abfahrt rückt heran und die Empfang-

zimmer leeren ihren fleischlichen Inhalt in die unabsehbare Reihe von Waggons aus.

Wehe dem, welcher bei solchen Gelegenheiten im letzten Augenblick erscheint; man wirft Dich, wenn Du, lieber Leser, der Unglückliche bist, wie ein Packet in ein beliebiges Coupé, das man zwingen will, noch einen Platz zu haben, den aber Niemand entdecken kann. Du fällst auf eine Mutter, welche in Begleitung von vier Kindern reist, von denen zwei es sich auf Deinem Plage bequem gemacht ha-



Vorteilhafter Platz im Coupé.

ben. — Die Mutter schreit, was zu dem Glauben berechtigt, daß Du auf ihren Füßen stichst, die Kinder weinen, weil sie von ihrem Plage aufzustehen gezwungen werden. Die Locomotive pfeift, und auf jedem Knie die unentäußerliche Last eines Kindes, das nicht das Deine ist, in Deinem Rücken den unvermeidlichen Kober mit Naturalverpflegung, von der Du nichts abkommst, so trittst Du diese Partie an, die Dich für die traurige geschäftliche Existenz der ver-

gangenen Woche entschädigen soll, und die unter so schönen Auspicien beginnt.

Aber das eben ist die liebenswürdige Eigenthümlichkeit des Berliner Charakters, daß verglichen Unannehmlichkeiten es nicht vermögen, seine Laune zu zerstoren, wenn er sich einmal vorgenommen, ihr freien Lauf zu lassen. — Es gibt Unfälle, die ihn frappiren und die ihn einen Augenblick verleiten, dem unerwarteten Mißgeschick einen Huch ins Gesicht zu schleudern, aber er endigt immer mit Lachen, weil er der Ansicht, daß dies die einzige Art ist, „zu seinem Schaden zu kommen“, wie er sehr unlogisch sich auszudrücken beliebt.



Der Spandauer Berg.

Hinter dem „Spandauer Berg“, einem hübschen bairischen Bierlocale, zeigt ein langgestreckter gellender Pfäh den Reisenden an, daß sie sich der ersten Station nahen, die den nicht allzu süß klingenden Namen Spandau trägt. Aber umsonst suchen Viele den unheimlichen Eindruck zu empfangen, den, ihrer Meinung nach, eine Aestlung machen

muß. Das spähende Auge entdeckt nichts, als inmitten einer stillen friedlichen Stadt ein Paar alte, verwitterte Thürme, an denen der Zahn der Zeit manch liebes langes Jahr genagt hat. Sonst sieht man keine Spur von einer Festung, weil die Eisenbahn an der Wasserseite entlang geht, während die Fortificationen nur den entgegengesetzten Theil der Stadt schützen.



Zerbst.

Wenn man den Zusammenschuß des schmutzigen Wassers der Spree mit den blauen Wellen der Havel hinter sich hat, wird die Landschaft grüner und grüner und prägt sich immer mehr zu jener ländlichen stillen Abgeschlossenheit aus, welche die Industrie aus der Umgebung großer Städte verbannt.

Plötzlich hält der Zug in der Mitte eines Waldsaumes an. Man sieht nichts, als Bäume, und mit erschauemtem Blick hört man überall fragen: „Aber wo ist denn hier der Hinkentrug? — Ich denke, er ist gleich an der Eisen-

sah?" — und mit noch größerem Erstaunen hört man die Antwort, daß er eine gute halbe Stunde Wegs von hier entfernt ist.

„Un bei die Hige!" ruft seufzend ein dicker, echter Ber-



Omnibus nach dem Zirkentzug.

liner. Aber in demselben Augenblick stößt er einen Fremden frei aus, drängt sich ungestüm durch die vor ihm Ste-

henden und eilt einer bis dahin noch nicht bemerkten Reihe von Bauerwagen zu, die hier die Stelle der Omnibus vertreten. Der Anfang ist gemacht, und Herren wie Damen suchen so schnell als möglich, vermittelt einer Leiter, auf den Strohsäcken Platz zu erhalten.

Diejenigen, welchen dies nicht geclückt oder die es vorzogen, den Weg zu Fuß zu machen, sind ein Stückchen



Durch den Wald.

voraus und sehen bald in dem reizenden Walde, der noch ebenso feierlich still, eine mit lauten Gurrachs und Rausch vorüberziehende wilde Gesellschaft, die durch die oppositiven Wurzeln einiger Bäume zu den grotesksten Lustsprüngen gezwungen wird.

Der „Hinfenkrug“ ist der einigermaßen poetische Name für ein Paar Bauernhäuser und einen Schuppen, die in der Mitte eines herrlichen Laubwaldes liegen; eine Anzahl seiner Tische und Stühle, wie sie in Gartenlocalen zu fin-



Im Hinfenkrug.

den, fordert auf: zu fordern und zu genießen. Die Wahl der Speisen und Getränke, die man dort findet, ist selten zweifelhaft.

Theils wird nun bestellt, theils aber auch das reizendste der Küllhörner, jener große patentirte Normalkeber, geöff-

net, aus welchem sich der Segen himmlischer Manna in Gestalt irdischer „Butterflillen“ ergießt.

Später, wenn Erdbeeren gesucht oder die schon früher angeführten unschuldigen Spiele gespielt sind, bemächtigt sich die Jugend jener Musikanten, die mit vollem Recht in der Dorfschenke eines Tenier oder Ollade spielen könnten, um beim schnarrenden Klang verstimmtcr Geigen in dem erwähnten Schuppen zu tanzen.



Entscheidung des Berliner Rathes.

Eine Glocke, die man nicht versetzt sein kann, für das Angelus zu halten, gibt plötzlich das Zeichen, daß es Zeit ist, zur Eisenbahnstation aufzubrechen, und in langen, zerstreuten Zügen, wie es gekommen, durchzieht das Volkchen den Wald.

Ungeduldig wartet man auf das Naben der Locomotive,

Bis der ferne Pfiff wie ein elektrischer Funke die Gesellschaft durchfährt, von der Jeder, wenn der Zug hält, den besten Platz zu erobern sucht; hierbei ist es nicht unmöglich, daß die Mutter ihr Kind, die Braut den Bräutigam und der Mann die Frau verliert.

So endet ein Vergnügen, — eine Landpartie, — eine Ortsfahrt nach dem Rinkenrug.

Wir kehren zu unserer Umgegend im Allgemeinen zurück und haben, wenn wir den großen Kreis um Berlin verfolgen, nächst dem im Anfange dieser Skizzen beschriebenen Moabit, den Saatzwinkel, ein Genezareth der Berliner Angler. Auch hier braten die Unglücklichen oft tagelang in der Sonne, ohne den kleinsten Fley zu fangen. Kein Segen begleitet ihren mühsam gesuchten Regenwurm. Hinter Saatzwinkel kommt Tegel, mit seinen Hügeln und großem See, das einst dem Staatsminister v. Humboldt gehörte, und hinter diesem die grüne waldige Matte von Schulzendorf.

Der Gesundbrunnen vor dem Rosenthaler Thor ist eine von König Friedrich I. auf der Jagd entdeckte Mineralquelle, um die sich seit jener Zeit viel Land- und Kaffeehäuser geschaart haben. Aber nicht das Heilwasser ist es, was dort hinaudzieht — das sprudelt fast unangefochten fort —, nein, die große Schwendy'sche Brauerei ist es, deren Zeugniß von Vielen für gut gehalten wird.

Pankow, mit dem dabei liegenden Schloß und Park von Schönhausen, ist die Hundgrube unserer Landschaftsmaler, die dort die lieblichsten Partien, die grandiossten Baumgruppen finden. Es ist allerdings nur die Hundgrube für Studien, da sie, um Motive zu Bildern zu finden, leider weit fort müssen und der Juni jeden Jahres anfängt die Berliner Künstlervereine (es ist schlimm genug, daß man noch

immer den Pluralis sagen muß, und es den kleinen Kreisen geht wie der Einigkeit Deutschlands) bedeutend zu entvölkern. Pankow selbst, auf dessen Kirchhofe der große Komiker Schmella ruht, ist durch sommerwohnende Judenfamilien fast ungenießbar gemacht. Wie ein Fluch lastet es auf uns, daß die schönsten Anlagen, die anmuthigsten Plätze stets, wie im Mittelalter von Mönchen, jetzt von Juden bewohnt sind. Das Judenthum ist gut, aber die Juden, diese Gasser jeder andern Religionsform, wie sie es mit wenigen Ausnahmen sind, verleiden Einem das Zusammenleben mit ihnen.

Stralower Fischzug und Treptower Feuerwerk.

Sowol in Pankow als Lichtenberg und Stralow werden alljährlich drei der früher beliebtesten Volksfeste gefeiert. Im Juli das Fliegenfest der Leineweber und das Wottensfest der Kürschner und Raschmacher, und am 24. August der Stralower Fischzug. Letzterer verdient eine besondere Aufmerksamkeit.

Nach der Aischerei, die des Morgens zu einer Stunde vorgenommen wird, in der ausländische Leute erst nach Hause gehen oder in welcher der eingekerkerte Jagdliebhaber schon auf den Beinen zu finden ist, der so ganz die Wonne genießen muß, welche er nach Beendigung der „Schonzeit“ fühlt, — nach dieser Fischerei fangen einzelne, spärliche Fremdlinge an, das Fischerdorf Stralow zu beleben. Mager ist der Zuwachs bis gegen 2 Uhr Nachmittags, wo ein ungewöhnlich reges Leben in Berlin etwas Ungewöhnliches anzeigt. Die nach dem Stralower und Schleißchen Thor führenden Straßen sind gepflastert voll wandernder Menschen; die Fenster besetzt mit jugendlichen Schönheiten. Jeder Eigenthümer oder Miether hat für diesen Tag das Recht über seine Wohnung verloren; dafür lernt er die unglaubliche

Zahl seiner Freunde kennen. Der entfernteste Vorwand zu einem Besuch wird hervorgehucht, die ersterbende Freundschaft neu belebt.

Lange Reihen von Fuhrwerken, Trotskeln, Familienwagen zu 25 — 30 Personen, selbst Privatequipagen win-



Ein Treptower Kunstwerk.

den sich zur Stadt hinaus. An der Stralower Brücke tönt Muß von den festlich geschmückten Gondeln und Rähnen — das Dampfschiff schnauft ungeduldig. Alles ist besetzt — man geht. Zwischen Fluß und mobltger Chaussee zieht sich der buschige Fußsteig entlang. Außergewöhnliche Dünste von Knoblauchwürsten und Fett schwängern die sonst reine Atmosphäre; — die aus Schiffskajüte und Trümmern erbaute Wohnung des Sprechbüters hat sich in eine Kneipe verwandelt.

In Stralow selbst empfängt uns der Inhaber des großen Krebses; des Krebses, der, wie die Chronik meldet, alljährlich an diesem Tage um Mitternacht gefangen wird. „Treten Sie herein, meine Herrschaften, benutzen Sie den Augenblick; — wenn Sie über's Jahr wiederkommen, existiren Sie vielleicht gar nicht mehr.“

Der Krebs ist von Bayre, wie der begleitende Zwerg Sidor oder Sicus, der zur Zeit des Ganges ein Riese von zehn Fuß Höhe ist.

Am äußersten Ende des Dorfes, auf der schmalen grünen Landzunge, ist Bude an Bude, zwischen denen das niedrigste Volk der Berliner wohnt. „Theatre des beaux Arts de la famille Hoffmann“, — Circus mit guten Pferden und alten Weibern, denen der nasse Wiesengrund um die faltigen Tricots sprüht, — „Seelöwen, direkt aus Spitzbergen, speciell für Berlin gefangen“, — Universum, — Vießerkuchen, — bairisch Bier, — Birnen, — Mordgeschichten, — Knoblauchwürste, — Constabler, — Porzellan, — Nähtinnen — „de femmes sans nom“, — Alles bildet eine große chaotische Masse, in die man sich unerschrocken hineinstürzt. — Kleine Abzeichen geben dem Dinge den Charakter einer Maskerade. Die zinnernen Maultörche sind unmodern geworden und durch Pappnasen ersetzt; nur die Zinnbrillen und Orden haben sich noch, wie seit vielen Jahren, die Gunst des Publikums erhalten. Maultörche und Nasen! — „Ein tiefer Sinn liegt oft im kind'schen Spiel.“ — Hat man das Eine nicht vor, so bekommt man das Andere.

Mitten in dem Gewühl fühlt man sich von Zeit zu Zeit von starken Armen gepackt und bestimmte articulirte Töne dringen durch das wirre Getöse. „Hier noch eine Person nach Treptow; — es geht gleich ab; — 1 Silbergrofchen.“ Man ist fortgerissen, — man befindet sich in einem Kahn, der dem Untergehen nahe ist. — Man will wieder hinaus — Nichts! Der Feiertasten spielt, die Ruder greifen kräftig in das Wasser — man schwimmt. Da stößt plötzlich der Kahn gegen ein von unbefugten Händen geführtes Fahrzeug. —

Ein großer Schrei; — plumpß liegt Einer im Wasser. Er ist sofort herausgezogen, und die einzigen Worte des Mitseids eines richtigen Berliners sind: „Na wat machst'e denn aber — eller Nassauer.“



Handelt mit Hais.

Wie Wasseripinnen wimmeln die unzähligen Schiffe auf der großen Fläche zwischen Stralow und Treptow; es geht herüber und hinüber.

In Treptow, wohin gewöhnlich der bessere, oder richtiger gesagt, der wohlhabendere Theil des Publikums fährt, ist Fortsetzung des Jubels. Hier zieht man sich zurück, um ungestört den Reizungen eines beleidigten Magens nachzugeben. Ist derselbe nicht so schnell befriedigt, als man ge-

glaubt, so liegt dies nur in der atomistischen Größe der *Cotelette*.

Bengalische Feuer und Illumination schließen das für Berlin fast einzige Volksfest dieses Genres. Guirlanden von farbigen Ballons ziehen sich am Wasser entlang und von fern noch nimmt man den Eindruck mit von dem Sommerpalaste eines persischen Chans, — wenn dieser nämlich an dem Ufer der Tyrrer wohnen würde!

Aber alle Volksfeste, sie mögen einen Namen haben wie sie wollen, sind nur noch der Schatten von einst. Man sieht noch dieselben Marketerinnen, es wird noch derselbe schlechte Aufse! getrunken, dieselbe Art von „sauren Gurken“ gegessen, aber es herrscht eine gemachte Fröhlichkeit, und das Volk kommt mir dabei immer vor wie die Schulknaben, die alle Tage vom Lehrer ihre Strafen erhalten und der ihnen dann noch liebevoll nachruft: „Kinder, Ihr müßt mit Vergnügen in die Schule gehen!“ In neuester Zeit ist eine ganz seltsame Art von Volksfesten angeordnet worden, Volksfeste zum Besten der Ueberschwemmten, und da, wie oben bemerkt, die Wohlthätigkeit der Berliner unerschöpflich, der Durst unlöslich ist, finden die Bezirke, in denen dieselben abgehalten werden, ihre Rechnung. Was den Ueberschwemmten dabei zu Gute kommt, ist gleich, da vor allen Dingen die Circulation des eigenen Geldes in der oft versandeten eigenen Gegend bewirkt wird.

Unsere Damen sind es in der Regel, welche sich zuerst der Noth unserer Mitmenschen erbarmen. Sie überlassen zwar den Männern das Arrangement solcher sogenannten Volksfeste, dafür singen und tanzen sie aber auch nach Kräften für das Unglück. Es sind Frauen, die nicht mehr, und Mädchen, die noch nicht wissen, was sie ma-

den sollen. In Verbindung unter einander gesetzt, füllen sie auf diese nützliche Weise ihre Zeit aus. Ein neuer Schnitt des Gutes und die Sorge für die Armuth irren in ihren Köpfen durcheinander; sie bemühen sich ebenso für die nächste Balltoilette, wie für die durch Feuerbrunst Verunglückten; sie hüllen sich in den Cachemirshawl und besuchen die Waisen Kinder; sie fahren zum Wettrennen, oder sonst wohin, und sammeln für das „Nicolaus Bürger Hospital oder für die preussische Marine“.

Doch nicht allein die Noth sollte dergleichen Feste hervorrufen, sondern von vorn herein sollten sie in größerer Anzahl bestimmt sein. Der hohe und mittlere Stand hält sich gewöhnlich vollständig entfernt; er hat seine Feste für sich, in seinen Familienverbindungen, in seinen vier Pfählen. Das Volk muß von Zeit zu Zeit einen Klettermast aufgestellt bekommen, von dem es sich sein baumwollenes Taschentuch, seine Lombafuhr herunterholen kann. Solch ein Klettermast ist das Symbol unserer Zeit. Den Geschicktesten oder Frechsten gehört der Preis. Glücklich die Kletterer, die sich mit Kreide eingesmiert haben oder nicht auf halbem Wege den Nuth verlieren.

Unweit von dem nach Stralow führenden „Stralower Thor“ arbeiten jetzt fortwährend Sträflinge an dem Triebwerk, welches die ungeheure, Berlin versorgende Wassermasse durch die Röhren treiben soll, die, wie das Telegraphennetz und die Gasverbindungen, die Stadt von einem Ende zum anderen vollständig unterminiren. Aber es ist eine großartige Einrichtung, nach der Berlins sinkende Minneleine vergebend gelehzt haben; wir verdanken sie, wie das Normalinstitut der Feuerwehr und die anständige Beschaffenheit unserer Droschken, dem Polizeipräsidenten v. Hin-

feldes. Möge man von dem „kategorischen Verfahren“ reden, was man will, wir hätten doch nimmer auf andere Weise diese Wohlthaten erlangt.

Was war noch vor wenigen Jahren, vor Bildung der Feuerwehr, für ein grenzenloser Unfug mit alten Nachwächtern, alten Syrihenleuten und alten Schläuchen, wenn einmal Nachts das Feuerhorn ertönte. Nicht allein, daß die ganze Stadt, irgend eines zerfallenen Stalles wegen, alarmirt wurde und man ängstlich hin und her fragte, wo das Feuer sei, nein, die Saumseligkeit und Schläffheit der Helfer war auch noch so groß, daß das Feuer nach Belieben geschaltet und gewaltet hatte, ehe die Syrihen an Ort und Stelle ankamen.

Wie oft bekam ich auf die Frage: „Wächter! wo ist das Feuer?“ die Antwort: „Wo soll ich denn das wissen? — wenn die Andern tuten, denn tute ich och“; oder: „Na da, wo't brennt.“

Wie man es niemals Allen recht machen kann, so gibt es auch hierbei einzelne der echten Berliner, die bedauern und äußern: „Ne, so 'n Feier det is doch gar nisch mehr jegen früher, da hat man ja jar keer Verjüügen mehr davon — kaum hat sich Euer seine Bude anjestochen — bums so sind se da, un Allens is vorbei.“

Und es ist auch Alles vorbei, ehe man es ahnt. Wie oft liest man in den öffentlichen Blättern von einem Brande, der nicht fern von der eigenen Wohnung ausgebrochen, während man ruhig geschlafen oder unbekümmert in einem andern Stadtviertel gegessen hat.

Eins der eclatantesten Beispiele von der Achtung, in dem die jetzigen, trefflich einerercirten Feuerleute stehen, ist die Bemerkung einer alten Frau, welche dieselben in dem

dritten Stock eines brennenden Hauses der Königsstraße ruhig abwartend voranden: „Ach, liebe Herren, ich wusste ja, daß Sie Ginen jetzt nicht mehr umkommen lassen.“



Feuerwerk.

Es gibt nichts Kräftigeres, als diese, größtentheils jungen bärtigen Männergestalten mit Peil und Hacke.

Stralow beherbergt besonders am Sonnabend und Sonntag eine große Zahl junger wohlhabender Leute der Stadt, die dort dem „Seglerverein“ in der „Laverne“ angehören und auf ihren hübschen Booten, in „Vijäder“ und „Südwestler“ ein wahres Seemannsleben führen. Fahrten nach dem Nummelsburger, dem Müggels- und an-

dern Seen unterbrechen öfter das Kreuzen vor den mit Gärten angefüllten Sommerhäusern Stralows und Treptows, und nicht selten entführen die jungen Raper die niedlichsten der unerschrockenen Damen.

Treptow ist mehr bekannt durch seine schönen Wasserfeuerwerke, die dort von Zeit zu Zeit abgebrannt werden, deren Ulfstern aber den Berliner beim Lesen der Anzeige auf die sichere Voraussetzung führt, daß es an dem dazu bestimmten Tage regnet.

Bleibt das Wetter schön, so zieht eine unglaubliche Menge von Volk, zu Wagen, zu Ross und zu Fuß, gegen Abend durch das schlesische Thor hinaus. Das große schöne Stablißement von Zander wimmelt von Menschen.

Die Begüterten haben ein Extrabillet zu der Plattform gestellt, die Uebrigen drängen sich auf Fischen und Stühlen umher. Drei Kanonenschläge kündigen den Anfang des Feuerwerks an; man stellt sich auf die Fußspitzen und reckt den Hals in die Luft, — Familienväter lassen ihre Kinder auf den Schultern reiten, — Straßenjungen bevölkern, trotz der unvermeidlichen Constabler, die Kastanien- und Alazienbäume. Da bricht plötzlich eins der zu stark besetzten Gerüste von Fischen und Stühlen wie ein Kartenhaus zusammen — die Zuschauer stürzen herunter und fallen auf Andere. Großer Lärm — Jank und Gelächter. Man hat die ersten Raketen und Leuchtfugeln nur über sich, die Sterne und übrigen Feuerkörper gar nicht gesehen. Endlich ist Alles wieder arrangirt. Die Girandolen, Bouquets, Wienkörbe zeigen sich in ihrer ganzen Pracht — sie zeigen sich doppelt. Sie steigen mit Vehemenz in die Luft und als Keiler in die Tiefe des Wassers. Die Nacht ist besiegt. Der Anblick der überraschten Menge, von dem magischen Lichte geisterhaft beleuchtet, ist des Pinsels eines Hildebrandt würdig, — wenn er nicht etwa vorziehen sollte, das Feuerwerk selbst zu malen. — Eine große Scene: „die Schlacht bei Navarin“, „die Eroberung von Algier“ oder dergleichen schließt die Vorstellung. Neptun und Jupiter Tonans scheinen sich zu einem nie gesehenen Schauspiel verbunden zu haben. Ein Höllenlärm verbreitet sich über die Gegend. Plötzlich erhebt die Erde noch einmal unter einem furchtbaren Schläge, — das aufgebrauchte Wasser mischt sich zischend mit dem feindlichen Elemente — und Nacht herrscht wieder, die dem geblendeten Auge noch dunkler als zuvor erscheint. Der ungeheueren Menschenknäuel löst sich und drängt dem Ausgang zu. Jetzt beginnt der Segen für die allezeit fertigen

Speculanten auf Uhr, Börse und Schnupstuch, deren Budget dergleichen Heftlichkeiten, was den Ertrag anbetrifft, unbedingt den Theatern an die Seite stellt.

Im Frühjahr lockt Treptow durch die ausgetretene Spree tausende von Menschen hinaus, die sich den Anblick einer Ueberschwemmung spenden wollen. Unglück und Noth herrschen dann nur in Bezug auf das Verlangen von Kaffee und Wroq.

XIV.

Vor dem Halleschen Thore. Parade und Mettrennen.

Die Hasenhaide vor dem Halleschen Thore, das den mit der Siegessäule geschmückten Belle-Allianceplatz nach Außen öffnet, ist der Ort der Schießübungen verschiedener Truppenabtheilungen. Haide und Bierlocale sind nur durch einen sandigen Weg getrennt, an dem die Administration seit Jahren durch Haufen kleiner Steine anzeigt, daß er chaussirt werden soll. Links die „kühlen Blonden“, rechts die mörderischen Geschosse, stehen sich beide Seiten gegenüber wie Krieg und Frieden. Die Schützengilde feierte hier im sogenannten Karls Garten 1847 ihr hundertjähriges Stiftungsfest. Unmittelbar an der Haide eröffnet der Kirchhof der Invaliden von Großbeeren und Tennewitz eine Reihe schöner Gottesäcker. Auf den einen trugen wir vor 20 Jahren — den kleinen Mann und großen Denker — den unvergeßlichen Schleiermacher. Er war es, der in meinem jugendlichen Gemüth den Begriff von einem Prediger änderte, indem er in der ersten Religionsstunde damit anfang, uns zu erklären, daß er keine Bibelsprüche lernen lasse, weil er



Schleiermacher's Grabmal.

dies für Zeitverschwendung halte. Wie diese Saat aufge-
gangen, überlasse ich Anderen zur Beurtheilung.



Einer, den die Tob-
ten ernähren.

In dem nach dem Kreuzberge (dem
monte croce) zu liegenden „düsteren
Keller“ soll sich einst Hans Kohlhaase
verborgen haben, als ihm seine Abenteuer
in Kohlhasenbrück (auf dem Wege nach
Potsdam) keine Ruhe ließen. Dicht da-
bei ist jetzt eine Weißbierkneipe, die viel
„in Trompetenconcert macht“. Der Kreuz-
berg selbst, von der nach Templow füh-
renden Chaussee durchschnitten, hat auf der
einen Hälfte den sogenannten „Bock“ (die
Hopf'sche Bierbrauerei), die im April

und Mai oft der Schauplatz der wüthendsten Bacchanalien wird, auf der anderen eine entstehende Wasserheilanstalt. Was auf der einen Seite gesündigt wird, soll auf der anderen wieder vergeben werden. Auf der äußersten Spitze steht ein nach dem Entwurfe Schinkel's ausgeführtes, gusseisernes Denkmal. Es ist eine gothische Spitzsäule, in deren 12 Nischen colossale Bildsäulen die Genien von Hauptstächten darstellen und zu gleicher Zeit die dabei theilhaftig gewesenem Mitglieder des königlichen Hauses in sprechend ähnlichen Portraits wiedergeben. Die Widmung, welche auf der einen Seite angebracht ist, heißt: „Der König dem Volke, das auf seinen Ruf hochherzig Gut und Blut dem Vaterlande darbrachte; den Gefallenen zum Gedächtniß, den Lebenden zur Anerkennung, den künftigen Geschlechtern zur Nachahmung.“ Das Denkmal ist ein Juwel der eigentlich verwahrlosten Gegend, in der es liegt; denn vor dem Hügel ist trostlose Fläche und eine Riesenkaserne; hinter dem Hügel bis Tempelhof hin eine dürre Ebene, die theils zu den Paraden und Manövern der Truppen, theils zu den Wettrennen benutzt wird, die alljährlich zur Zeit des Wellmarktes abgehalten werden.

Erstere sind eine besondere Schwäche des Berliner Bürgers. Er eilt jedesmal, sei es ein regnerischer Tag, sei es olympisches Feuer, durch das er muß, nach dem großen Felde, um die Söhne seiner Kollegen, die schönen Landesfinder, in ihren Uniformen zu bewundern. „Det kost' uns unser jutet Stück Jeld“, sagt er, „det muß man mitmachen; denn es is det einzige, wat wir davor haben.“ Er läßt es sich nicht verdrießen, nachdem er bis zu dem bestimmten Felde sich müde gelaufen und nichts weiter gesehen, als in weiter, weiter Ferne, am Rande des Horizonts, —

das Wigen der Helme und Bajonette — da läßt er es sich nicht verdrängen, die ungeheuere Strecke hin zu schwingen und seines Königs herrliches Kriegsheer zu mustern. Kommt dieser endlich selbst, stellt er sich mit seiner glänzenden Suite auf, um die Parade abzunehmen, dann leuchtet Schulze's Auge heller als gewöhnlich, und Stolz liegt in seinen Zügen. Mit langem Halse sieht er die Garde du Corps, die Kürassiere, die Uhlanen und Artillerie vorüberjagen und vergißt dabei sogar Cigarre und Rummel. Er ist in diesem Augenblicke ganz Soldat und duldet nachher, wenn er zur Stadt geht, gern das Gedränge und Gestöße; ja er zittert nicht einmal vor einem Seidel bairischen Pils bei Geyß; — vielleicht weil er es noch nie in der Brauerei getrunken.

Der letztere, der Wellmarkt, zieht eine unglaubliche Menge von Gutsbesitzern nach Berlin, von denen viele als kleine Nebenbeschäftigung die aristokratischen Vergnügungen des Jockeyclub mitmachen.

Drei oder vier Tage des Juni sind von dem Theile der männlichen Gesellschaft in Beschlag genommen, dessen Zeit vertreibt in hohem Spiel und in lussulischen Mahlzeiten besteht, dessen Unterhaltung sich größtentheils um Hunde, Pferde und Frauen dreht.

An jenen Tagen hat das Tempelhofer Feld ein ungewöhnlich festliches Aussehen. Ungeheuere Tribünen sind errichtet und angefüllt mit oft schönen, fast immer eleganten Damen. Alles, was Berlin an Fashion aufzuweisen hat, ist dort vertreten. Die glänzende Galèche bringt die Fürstin, die Victoriachaise von „Erdmann“ die geliebte Tänzerin, andere minder geschmackvolle Equipagen das minder geschmackvolle Publikum, das sich mit den billigeren Plätzen der

Tribüne begnügt oder in seinem Wagen steht oder umherkummelt.

In dem abgesperrten Kreise, in der Arena für die zu erwartenden olympischen Spiele, stolziren die Löwen des Tages herum; das Vorgehen im Auge, lehnen sie sich in affectirt nachlässiger Stellung an die Tribüne, um dieser oder jener gefeierten Schönheit das zu sagen, was ihr schon hundert Andere gesagt haben.

Hier ist der Gardeoffizier, dessen Pferde bei jedem Rennen einen Sieg erringen, dort der Landjunker, der mit der Einnahme für seine Wollse gegen den eingefleischten Pferdekennner wettet. Alles wogt durcheinander und wechselt einige Worte miteinander, wie:

„Baron, wissen Sie von dem Glück des Grafen X?“

„Welches Glück?“

„Seine Schimmelstute Olivia hat neulich in Brandenburg den ersten Preis gewonnen.“

„Schlimm für's Pferd, desto besser für den Grafen.“

„Wie so?“

„Das Größere ruinierte den Kleineren. — Haben Sie Erwina gesehen?“

„Die vom Plateacher und der Blad Flower?“

„Nicht doch — Erwina W. — Wollen Sie mit ihr zusammensein, so sind Sie eingeladen: British-Hôtel gegen neun Uhr.“

Nachdem die verschiedenen Jockeys gewogen und diejenigen, welche im Tempelhof durch wollene Decken und schweißtreibende Mittel weniger als das vorgeschriebene Gewicht erlangt hatten, durch Gewichte in den Taschen beschwert sind, nachdem die Reihe der concurrirenden Renner gemustert, wird das Zeichen zum Rennen gegeben.

Wie der vom Bogen geschnellte Pfeil fliegen die edeln, gebohten und gepflegten Thiere mit ihren Reitern dahin! Man sieht sie und sieht sie nicht. Welcher Reiz muß in dem Schauspiel liegen, da die Damen um eines Pferdes willen vergessen, sich unter einander zu betrachten.

Ehre und Geld setzt die Wettenden in eine sicherhafte Aufregung. — Sie sind am Ziel, Whatodds sicate mit einer guten Kopflänge gegen Ernani. — Geld und Ehre ist fort!

Bald wird ein anderes Rennen angesetzt, ein Rennen mit Hindernissen, das die Aufmerksamkeit erhöht und dem Reiter manchen gefährlichen Sturz einbringt, und dann noch ein anderes — und das Publikum geht auseinander, und Staub umwirbelt sowol die Equipagen der Vornehmen, wie die arme, mit Schnaps und Knoblauchwürsten handelnde Marktfenderin.

Außer der Pferdezucht besteht nur noch der „Verein zur Beförderung des Gartenbaues“ als speciell der Oekonomie angehörig.

Vor dem Potsdamer Thor an demselben Kanale, der das Köpnicke Feld durchschneidet, liegt das beliebte Local „Moritzhof“, wo besonders die Artillerieoffiziere ihre Gesellschaft im „Rahnfahren“ mehr und minder bewundern lassen. Man besucht in solchen gemiethten Fahrzeugen auf die angenehmste Weise die reizendsten Partien des Thiergartens.

Jetzt kommt der botanische Garten mit seinen 16,000 Arten von Gewächsen aus allen Welttheilen, Schöneberg, der Grunewald mit dem Jagdschloß aus der Zeit Kurfürst Joachim's II. und dem Gehege für die zu den königl. Jagden gehaltenen wilden Schweine, und endlich Potsdam, das

preussische Versailles, das aus einem elenden wendischen Dorf „Potsdumbini“ von Friedrich Wilhelm I. zu einer Residenz erhoben wurde und das später der gehätschelte Lieblingsaufenthalt des „großen Königs“ war. Der Begriff „Potsdamer“ ist bei dem Berliner gleichbedeutend mit „Schauke“ oder „Dupe“. Sollte er nicht aus jener Uebenennung „Potsdumm bin i“ entstanden sein?

XV.

Wollie Berlin raucht, d. h. ausser Oesen und Schornsteinen.

Das Kraut, welches durch Sir Walter Raleigh in England eingeführt wurde, das durch seinen würzigen Duft die Anerkennung der ganzen Welt gefunden, ist bei uns Berlinern fast mehr als irgendwo ein Gegenstand der Verehrung. Es ist durch alle Schichten der Gesellschaft verbreitet. Jeder, hoch oder niedrig, zieht den Dampf der virginischen Blätter, oder den der ungerathenen Abkömmlinge, der Biertränker, mit mehr oder weniger Wohlbehagen ein und stößt ihn mit mehr oder weniger Andacht von sich.

Schon in früher Jugend, wenn der oft am schlimmsten behandelte Theil des Menschen noch das harte Holz der Schulbanken drückt, schleicht sich der nachlässige kleine Patron fort in das entlegene Gartenhaus. Seine Botanikertrommel ist angefüllt mit „geklemmtem“ Tabak, mit Dreierpfeife, Streichhölzern und „geschossener“ Cigarre. Hier, im Verborgenen, nascht er von der verbotenen Frucht, die nur wenigen von den Göttern Begünstigten schon bei dem ersten Versuche schmeckt. Nur zu oft beweisen die bedauerlichsten



Der Schulfunge.



Der Gemmis.

Wirkungen dem jungen Neophyten, daß der Tabak nicht allein eine narkotische Pflanze ist. Aber das schadet nichts! — Etwas bleicher als gewöhnlich erscheint er vor der besorgten Mutter, die, durch den Geruch auf eine sichere Vermuthung geführt, oft eine kleine Dosis „spanisch Rohr“ als Heilmittel verordnet. Aber das schadet auch nichts, oder vielmehr es hilft nichts — es wird fortgeraucht.



Der Student.

Der Knabe ist größer geworden; er hat sich einen Beruf gewählt, tritt in den ehrenwerthen Kaufmannsstand oder ergiebt sich dem Studium der Wissenschaften. Als angehende Commis hat er nicht viel Zeit übrig für das geliebte Laster. Der Verkehr mit den Damen — die seinen

Fülle-Sachen — erlauben ihm nur nach geschlossenem Geschäft dem erzielten Genuße zu fröhnen. Dann aber ist er auch ganz Herr der Gigarre, die er, um das Aegende auf den zarten Lippen zu vermeiden, in eine kleine, kaum merkliche Spize von Horn steckt. Auch was die Dekonomie betrifft, ist ihm dieselbe wünschenerwerth; er hat nicht beson-



Der Lando.

ders viel zu verausgaben, bedient sich aber einer ganz guten Gigarre und raucht nun dieselbe, vermittelt der künstlichen Fortsetzung, bis sie in derselben unter Knistern ihr Feuer ausathmet. Er ist schüchtern und raucht mit Anstand.

Die akademische Laufbahn berechtigt zu Ungewöhnlichem.

Die furchtbare Pfeife, mit renommistisch in die Luft hineinragender Spitze, ist die Begleiterin des ersten Morgengrusses wie des späten „gute Nacht“. „La pipe c'est l'homme“, und wie dieser fest und kühn in die Welt tritt, so ist auch jene verwegen lang und ausstaffiert mit übermäßigen Troddeln von revolutionärer Farbe. — Leider ist dieser Aus-



Der Beamte.

bund von Pfeife seinem gänzlichen Untergange sehr nah; mit ihm erlischt der Renommist, eine vormals ebenso bedeutende als gefürchtete Classe der Berliner Studenten.

Jahre gehen dahin — die Zeit des Dandysmus ist vorüber; der silberne Cigarrenhalter, der die zarten Handschuhe vor dem nicht sonderlichen Parfüm des kalten Rauches bewahrte, ist zu unbequem. Der gant-jaune selbst hat angefangen von

Berlin u. die Berliner.

seiner Achtung zu verlieren, der Glanz der bottes-vernies ist dem Erblichen nahe. „On revient toujours sur ses premiers amours“, man findet wieder in der Annäherung zur Pfeife seinen Genuß. Der Beamte nimmt die mög-



Der Weinrentner.

lichste lange Röhre von Buchsbaum oder Meerschbaum mit mehr oder weniger Silberbeschlag, je nach der Splendibilität des Gebers (solche Sachen läßt man sich nur schenken) und

raucht aus ihr die Cigarre. Der des Ladenhütens überdrüssige Jüngling hingegen, der sich der großen Kasse der Handlungsreisenden angeschlossen hat, macht in Wein und zieht, als ein Mensch, der sich gern ein ausländisches air giebt, die türkische Pfeife vor. Mit Schibuck und Kex liegt er jeden Morgen, ehe die Zeit zum Besuch der Kunden gekommen, in den Fenstern seines Gasthofes und lorgnettirt



Der Bankier.

ebenso gut die Kärstin wie das Dienstmädchen. Jede blaue oder grüne Brille, die, Dank sei es Hrn. v. Gräfe, in der letzten Zeit fast zur Manie geworden, scheint ihm nur Blicke für ihn zu verbergen. Er bildet in der Straßenfront das leuchtende Meteor. Gütig lächelt er auf arm und reich; sol lucet omnibus!

Kommt die spätere Altersstufe. Der Kaufmann hat sein ganzes Thun und Denken auf den Gewinn gerichtet. Er ist reich geworden und bläht, bei dem ruhigen Notiren der eingegangenen Gelder, durch welche ganze Familien ruinirt wurden, den blauen Dampf der Regalia von sich. Er bedient sich weder einer Spitze noch einer Pfeife; wozu



Der Pfeifbärger.

auch? — Kaum zur Hälfte geraucht, wirft er das Benutzte von sich. Er macht es ja in seinem geschäftlichen Leben nicht anders. Für ihn existirt keine rauchbare Cigarette unter 80 Tblr.

Der Beamte ist Pfeifbärger geworden. Er hat zu der langen Urpfeife seiner Väter gegriffen. Er sagt, daß dies doch das gesündeste und vorzüglich das billigste Rauchen sei; für eine Cigarette könne er ein halbes



Der Reichmann.



Der Arbeiter.

Duzend Pfeifen rauchen, und es schade den Augen nicht. Ist er ein Korbmacher, oder sonst ein im Freien lebender Dramler, so ist es die kurze Pfeife, die ihn nie verläßt; sie hindert ihn nicht in seinen Bewegungen. Die Schärfe, welche stets die Folge eines kurzen Rohres ist, wirkt nicht mehr auf die durchgeräucherte Zunge.

Von allen diesen hier aufgeführten Rauchern verschieden ist der Arbeitermann und die — bezeichnen wir sie mit dem französischen Wort — Grifette.

Ersterer urtheilt über den wahren Tabak wie der Blinde über die Farbe, oder wie jener Bauer über den guten Rheinwein, wobei er sein Erstaunen äußerte und nicht begriß, wie man solches Zeug mit Genuß trinken könne. Der Arbeiter nimmt seine kurze Holz- oder, wenn es hoch kommt, Ihonypfeife und stopft sie mit allem möglichen Gemüse, nur nicht mit Tabak.

Letztere, die Grifette, und im Allgemeinen die Damen, welche die öffentlichen nächtlichen Soiréen besuchen, sind zu der Einsicht gekommen, daß sie sich mit der Cigarette wenigstens vertraut machen müssen. Sie nehmen die uns aus Frankreich und Spanien überkommene Cigarette, gefüllt mit Marolander, und rauchen mit einer Verwegenheit, die einen Nachtwächter rasend machen könnte.

Mit Allen gemeinsam raucht der gemeine Stummler, der sich die Cigarettenreste zusammensucht, die Pfälzer ebenso gut wie die Havanna, sie beendet oder gebakt und ausgelangt für die Pfeife aufbewahrt. Für ihn ist das Rauchen oft Frühstück, Mittag- und Abendbrod, da bekanntlich der Tabak auf eine Zeitlang den Hunger beschwichtigt. Auch er fühlt sich bei seinem schlechten Stummel dem Anschein nach



Die Grille.



Der Pommeler.

wohl, wie der Bankier; überhaupt macht der rauchende Mensch niemals einen unglücklichen oder bössartigen Eindruck. Daher wurde auch dem Dichter der schöne, wahre Spruch eingegeben:

Wo man raucht, da magst du ruhig harren; —
Böse Menschen rauchen nie Gigarren.

XVI.

Schluss.

Wenn ich im Laufe vorliegender Skizzen mich grösstentheils mit dem niederen Mittelstand der Bevölkerung abzugeben und nicht das Leben der Vornehmen und des niedrigsten Gefühdels verfolgte, so geschah es, weil sich dies überall gleich sieht. Die höheren Gesellschaften von Paris, London, Wien und Berlin sind in nichts verschieden; die Berliner Taschendiebe gehen den Engländern und Amerikanern nichts nach. Salon ist Salon — Verbrecherei ist Verbrecherei.

Der Mittelstand charakterisirt.

Wenn ich nicht die einzelnen Koryphäen der Kunst und Wissenschaft belauschte und indirekte Enthüllungen aus ihrem Privatleben mittheilte, so that ich es, weil dies, wie Jeder zugestehen wird, zu weit führen würde und statt des künftigen Skizzenbuches ein grosses Album entstehen müsste.

Wenn ich die Intelligenz und die Urheber der beizenden Witze, welche die Kunde durch Europa machen, nicht mit spielen, wenn ich die Gelehrten des „Kladderadatsch“ unberücksichtigt liess, so war der Grund dazu der, dass ich doch

nicht den Wohnungsanzeiger abgeben und zum Besuch auf-
fordern kann, da nur eine persönliche Bekanntschaft das
Interesse erhöhen würde.

Kurz es gibt noch genug in Berlin, was aus Rück-
ſichten unerwähnt blieb; aber bedenke auch, freundlicher Le-
ſer, daß ich kein Lehulafai werden, ſondern Dich nur einen
flüchtigen Blick in unfere Metropole thun laſſen wollte. Ich
bin fertig.

*Ecrive qui voudra, chacun a ce metier
Peut perdre impunement de l'encre et du papier.*





Im Verlage von J. J. Weber in Leipzig zu erscheinen und
in allen Buchhandlungen zu haben:

Boz (Dickens) sämtliche Werke.

Illustrirte Taschen-Ausgabe. I.—92. Band. Schillerformat.
a Band 10 Ngr.

- 1.—6. Bd. Die Schwärmer oder Herrn Pickwick's und der correspondirenden Mitglieder des Pickwick-Klubs Memo- und Curiosa, Abenteuer und Thaten. Mit 44 Illustrationen von Phiz. 3. Aufl. 6. Theil. 7 Bde.
7.—9. Bd. Oliver Twist. Mit 14 Abzeichnungen von Gustav D. 3. Aufl. 3 Theil.
10.—12. Bd. Oliver und Schorsch's Abenteuer Pickwick's und der Familie Pickwick. Mit 22 Illustrationen von Phiz. 3. Aufl. 1. Theil. 2 Bde.
13.—15. Bd. David Copperfield Joseph Wemmels. Mit 17 Illustrationen von Gustav D. 3. Aufl. 7 Theil.
16.—22. Bd. David Copperfield. Mit 24 Abzeichnungen von Gustav D. 3. Aufl. 4 Theil.
23.—31. Bd. Oliver's Abenteuer's Wandern. Abenteuerliche Lebens- gemälde. Mit 21 Illustrationen nach Originalzeichnungen von Matthew und Brown. 3. Aufl. 2 Theil.
32.—36. Bd. Oliver's Abenteuer's Wandern. Mit 14 Illustrationen von Matthew und Brown. 3. Aufl. 2. Theil.
37.—41. Bd. Oliver's Abenteuer's Wandern. Mit 14 Illustrationen von Phiz. 3. Aufl. 3 Theil.
42.—46. Bd. Oliver's Abenteuer's Wandern. Mit 14 Illustrationen von Phiz. 3. Aufl. 4 Theil.
47.—51. Bd. Oliver's Abenteuer's Wandern. Mit 14 Illustrationen von Phiz. 3. Aufl. 5 Theil.
52.—56. Bd. Oliver's Abenteuer's Wandern. Mit 14 Illustrationen von Phiz. 3. Aufl. 6 Theil.
57.—61. Bd. Oliver's Abenteuer's Wandern. Mit 14 Illustrationen von Phiz. 3. Aufl. 7 Theil.
62.—66. Bd. Oliver's Abenteuer's Wandern. Mit 14 Illustrationen von Phiz. 3. Aufl. 8 Theil.
67.—71. Bd. Oliver's Abenteuer's Wandern. Mit 14 Illustrationen von Phiz. 3. Aufl. 9 Theil.
72.—76. Bd. Oliver's Abenteuer's Wandern. Mit 14 Illustrationen von Phiz. 3. Aufl. 10 Theil.
77.—81. Bd. Oliver's Abenteuer's Wandern. Mit 14 Illustrationen von Phiz. 3. Aufl. 11 Theil.
82.—86. Bd. Oliver's Abenteuer's Wandern. Mit 14 Illustrationen von Phiz. 3. Aufl. 12 Theil.
87.—91. Bd. Oliver's Abenteuer's Wandern. Mit 14 Illustrationen von Phiz. 3. Aufl. 13 Theil.
92.—96. Bd. Oliver's Abenteuer's Wandern. Mit 14 Illustrationen von Phiz. 3. Aufl. 14 Theil.

Bilder aus der Gewerbskunst.

Nach Comlinson's „Objects in Art-Manufacture“. Für Handels- und Gewerbeschulen. Von Friedrich Georg Wied. Mit in den Text gedruckten Abbildungen und natürlichen Proben.

No 1 — Papier. — 15 Ngr.

Mit 6 Abbildungen und 12 Papierproben.

Wiss und Kunst, werthvoll für Jedermann in der Schrift, bezeichnend in der Gegenständlichkeit durch Bild und natürliche Probe. Führen die Bilder aus der Gewerbskunst nicht munter den Schuler einen wirksamen Blick ins Leben, als überbietet jedem Beschauer den Eindruck zu vielen Gegenständen in der Gewerbskunst an die Hand geben, die man sonst in Tage nicht unentbehrlich laden darf, wenn man sich gebildet nennen lernen will.

Briefe aus den Vereinigten Staaten

von Nordamerika. Von ***. Zwei Bände. Preis 27 $\frac{1}{2}$ Thlr.

„Und ich noch kein ähnliches Werk vorgekommen, das so viel Vertrauen verdient und ein so reichhaltiges, anschauliches und durchschlagendes Image ausgezeichnetes Bild vornehmlich von dem Wesen der Vereinigten Staaten und dem Leben der Deutschen in denselben gibt.“

(Wien, Centralblatt.)
„Diese Briefe geben eine sehr anschauliche und beherzigenswerthe Darstellung der nordamerikanischen Lebensverhältnisse.“
(Heimat, Art.)

Gemeinde

Bilder aus dem täglichen Leben.

Von James A. W. Johnson. Aus dem Englischen von Dr. Wilhelm Hamm. Zwei Bände. Mit 112 in den Text gedruckten Abbildungen. Preis 2 Thlr.

1. Band: Die Luft, die wir athmen. — Das Wasser, welches wir trinken. — Der Boden, den wir betreten. — Die Pflanzen, welche wir pflanzen. — Das Feld, das wir ernten. — Das Acker, das wir bebauen. — Die Gärten, die wir durch Bäume durchstreifen. — Der Wald, der unsere Schatten spendet. — Die Industrie, welche wir gewinnen. — Der Handel, der unsere Bedürfnisse befriedigt. — Die Kunst, die wir erlernen. — Die Wissenschaft, die wir durch Erfahrung erhalten. — Das Feuer, das wir zum Heizen und Kochen brauchen.

2. Band: Die menschlichen Sinne. — Der Geist, der uns leitet. — Die Tugenden und Laster. — Die Freuden und Schmerzen. — Die Freundschaft, die uns verbindet. — Die Liebe, die uns vereint. — Die Arbeit, die uns beschäftigt. — Die Ruhe, die uns erfrischt. — Die Gesundheit, die uns erhält. — Die Krankheit, die uns beunruhigt. — Der Tod, den wir fürchten. — Der Himmel, den wir hoffen.

„Diese gemeinen Bilder aus dem täglichen Leben“ lesen sich nicht bloß wie ein deutsches Buch, sie sind durch Wilhelm Hamm's Übersetzung wirklich ein ganz vorzügliches deutsches Buch geworden.“
(Allgemeine Zeitung.)

Deutschland im 18. Jahrhundert.

Von Karl Wiedermann. Gröſter Band. N. u. d. L.: Deutschlands politische, materielle und ſoziale Zuſtände im 18. Jahrhundert.
Preis 2 1/2 Thlr.

Das Werk iſt ein vorzügliches, ein bleibendes Werk, und jeder Preis ohne Unterschied wird es nur mit der beſten Verſicherung auf der Hand legen.
(Nationalzeitung.)

Wir erkennen dieſes Buch als ein neues und werthvolles Hülfsmittel an, die bildende Bildung und politiſche Aufklärung des Volkes auf eine höhere Stufe zu führen.
(Gamburg. Nachrichten.)

Geſchichte der deutſchen Schauſpielkunſt.

Von Eduard Devrient. Drei Bände. Preis 5 1/2 Thlr.
Inhalt.

1. Band. Geſchichte der mittelalterlichen Schauſpielkunſt.
2. „ Die regelmäßige Schauſpielkunſt unter der Prinzipal-
herrſchaft.
3. „ Das Nationaltheater.

Der Verfaſſer hat das reiche und breitere Element ſeiner Ausgabe mit ſicherm Blick erkannt, und bei ſolchem Material und ſinngehaltiger Hand ein in anſprechend Buch geſchrieben, als der Gegenſtand und ſeine Durchſichtung nur irgend erwarten ließen. Wir haben ihm für dieſen Verſuch die Entwidlung deutſcher Geiſtung und Piſte an einer Darſtellung der deutſchen Bühnengeſchichte deutlich zu machen — denn ſo ſehen wir ſeine Ausgabe — im Namen der Kunſt und in dem der deutſcheſten lebendigen Kunſt zu ſagen.
(Wiener ſitz. ber. Unterhaltung.)

Nicht allein an und um ſich ſelbſt dieſe Geſichte vom höchſten Intereſſe und voll ungetheilten Merkbarkeit, ſondern ſie gewinnt auch eine höhere allgemeine Bedeutung dadurch, daß ſie überall der Forderung der Geiſtung, ſelbſtſtändigen Intelligenz und des Nachdenkens über Verſtändes der ganzen Nation iſt, und als ſolche ſich immer bewährt. Das Verſtändes der Zeit wird ſich groß, und ſie in ſeiner Bedeutung von einiger Bedeutung dieſes Buch ſehen wird, ſo lobt ſich die große Mühe des Verfaſſers auch durch reſultierende Früchte. Die Darſtellung ſowohl der Kunſt und wiſſenſchaftlich als reſultierend ganz beſondere Vor.
(Wiener ſitz. ber. Unterhaltung.)

Geologiſche Bilder.

Von Bernhard Gotta. Zweite verbeſſerte Auflage. Mit dem Portrat des Verfaſſers und 100 in den Text gedruckten Abbildungen.
Preis 1 1/2 Thlr.

Unter einem anſpruchsvollen Titel ſteht der berühmte Verfaſſer den Augen unſerer deutſchen geologiſchen Anſichten in einer ebenſo lebendigen als wahrhaft wiſſenſchaftlichen Darſtellung, die gleichwohl auch dem grobſten Publikum verſtändlich, in die Hände aller Gelehrten übergeben verdient. — — —
Zur Erweiterung des Buchs allen Linnen, die ſich im Naturwiſſenſchaft intereſſieren, und voller Hefigung.
(Neuch. d. Pharmacie.)

Der Campenwälder.

Eine Erzählung von Miss Cumming. Mit 15 Illustrationen von A. Gilbert und G. Richter von J. G. Carpenter, in Kupfer gesetzt von Harmer, Glover, Pime und Linen. Preis 1 Thlr.

Oleg. gr. 1 1/2 Thlr.

„Eine der ergötzlichsten und interessantesten Erzählungen, die jemals aus der amerikanischen Feder hervorgegangen.“ (Litho Tribune.)

„Eine der ergötzlichsten, interessantesten, ansehnlichsten und rührendsten Erzählungen, die in letzter Zeit erschienen.“ (Boston Evening Traveller.)

„Dies ergötzt wie die besten Skizzen von Tolstoi. Wenige werden das Buch aus der Hand legen wollen, ehe sie es ganz durchgelesen.“ (Litho Advertiser.)

„An garter und kräftiger Charakterzeichnung ist dieses Werk kaum überbunden.“ (Boston Journal.)

Die Protagonistin hat ebenfalls einen hochgebildeten Mann wie Hirtungsfähigkeit und Phantasie, und scheint mit einer Eleganz und einer klaren Aussprache, welche von gründlicher Kenntnis der Sprache zeugt.“ (Litho News.)

„Es steht diesem Buch von so außerordentlichem Erfolg bevor, wie Laski von's Gut. Es ist die Kunst aller, die den „Campenwälder“ gelesen haben, daß er die warmen Gefühle, die ihm von der amerikanischen Kritik geschenkt werden sind, in vollem Maße verdient, und es unterliegt keinem Zweifel, daß sein Erfolg hinter dem seines je erschienenen Buches zurückbleiben wird.“ (Litho News.)

Meine Reise im Orient.

Von Alexander Ziegler. Zwei Theile. Preis 3 1/2 Thlr.

Inhalt: 1. Band. Alexandrien und Gize. — Die Niliten. — Die Mäda. — Von Gize durch die Wüste nach Jerusalem.

2. Band. Jerusalem und Umgebung. — Auf nach Damaskus und Beirut. — Konstantinopel.

Anhang. Die Türken in staatswirtschaftlicher Beziehung. — Die heiligen Stätten, die Ursachen des gegenwärtigen Krieges.

„Die ganze Reise trägt ein höchst ansehnliches Gepräge individuellen Lebens, und da auch die ferne Reise sich durch Gemüthsruhe und Verhaltensweise auszeichnet, so verdient das Buch, als eine hoch zeitgemäße, eben so interessante wie belehrende Lectüre lebhaft empfohlen zu werden.“ (Litho Museum.)

Mikroskopische Bilder.

Naturansichten aus dem kleinften Raume. Ein Gemälde des Mikroskopismus in seinen Gestalten und Uebersichten. Von Dr. H. Klenke. Mit 400 in den Text gedruckten Abbildungen. Preis 2 1/2 Thlr.

„Herrn Klenke's Buch darf unter den gebildeten Massen auf um so mehr Aufmerksamkeit rechnen, als es bis jetzt noch kein ähnliches Buchbuch mikroskopischer Anschauungen gab. Zudem machen die zahlreichen und guten Holzschnitte dem Leser Alles verständlich.“ (Museum's Literaturblatt.)

Illustrirte

Naturgeschichte des Thierreichs.

Anatomie, Physiologie und Geschichte der Säugethiere, der Vögel, der Fische, der Insekten und der wirbellosen Thiere. Von Eduard Rüppell. Mit 4100 in den Text gedruckten Abbildungen. 25.000 Gegenstände darstellend. 4 Bände, Preis 11½ Thlr. —

In 2 Bände prachtvoll gebunden 13½ Thlr.

1. Band: Naturgeschichte der Säugethiere. Mit 1100 Abbildungen.
2. Band: Naturgeschichte der Vögel. Mit 900 Abbildungen.
3. Band: Naturgeschichte der Fische und Insekten. Mit 600 Abbildungen.
4. Band: Naturgeschichte der wirbellosen Thiere. Mit 1500 Abbildungen.

Horika; das sind Nürnbergsche Novellen

aus alter Zeit. Nach einer Handschrift des sechzehnten Jahrhunderts herausgegeben von Aug. Dagen. Zweite Auflage.

Preis 1½ Thlr.

„Diese Horika gehören zu den besten Künstler-Novellen, die je erschienen sind, ja wir glauben nicht von der Nothwendigkeit abzuweichen, wenn wir sie geradezu als die besten in diesem Genre der Novellistik bezeichnen.“ (Allgemeine Zeitung.)

Phrenologische Bilder.

Zur Naturlehre des menschlichen Geistes und deren Anwendung auf Wissenschaft und Leben. Von Gustav Scherer. Mit vielen in den Text gedruckten Abbildungen, dem Portrat des Verfassers und einer Steindrucktafel, gezeichnet von M. Nagendae. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.

Preis 2½ Thlr.

„Es kann dieses Werk allen Gebildeten, Gelehrten und Nichtgelehrten, Männern und Frauen, Ärzten und Gegnern als das beste Buch zur Anregung gründlicher Kenntnisse in der Phrenologie empfohlen werden. Der Herr Verfasser hat sich als denkender Forscher und Schriftsteller durch die systematische Verbesserung seiner Wissenschaft und durch die Klarheit und Mündigkeit seiner Darstellung eine so ehrenvolle Auszeichnung erworben, daß wir jeder weiteren Empfehlung des vorliegenden Werkes überdies zu sein glauben.“

Physische Geographie.

Von Mary Somerville. Aus dem Englischen von H. Barth. Zwei Bände.

Preis 3 Thlr.

„Ein Buch, welches die Leistungen und Ergebnisse der Wissenschaft mit einer unübertrefflichen Klarheit und in einer lebendigen und allgemein verständlichen Weise, so daß es dem Volksgelahrten einer größeren Nützlichkeit entsprecht.“ (Allgemeine Zeitung.)

„Oben die Menge der einzelnen darin enthaltenen interessanten Notizen, so wie ihrer geschicklichen Zusammenstellung, macht dieses Buch zu einem höchst angenehmen und lehrreichen. — — — Es ist nicht nur ein gelehrtes, sondern ein weises Werk, welches aus demselben spricht.“ (Allgemeine Zeitung.)

Der Rosengarten.

Anlage und Unterhaltung des Rosariums, Anpflanzung, Hybridisirung und Vermehrung der Rosen, deren Kultur im freien Lande und im Topfen. Nach William Paul's „The Rose-Garden“ mit einer Beschreibung der neuesten und neuesten Rosenforten von Wilhelm Doll, Verlegt v. A. Hofgärtner und Sö in den Text gedruckten Abbildungen. Preis 2½ Thlr.

Das erste deutsche Werk, welches die Kultur der Rose und deren Klassifikation, sowie die Anlage und Pflege des Rosen-Gartens vollständig behandelt.

Die Schöpfungslage.

Ein Naturgemälde von G. Alende. Mit 4 unvollständigen Landschaftsbildern und einem Profildurchschnitte der Erde. Preis 1½ Thlr.

In diesem Buche erhält der Leser unmittelbar Anschauung, Bild, Naturanschauung und Situation der vorweltlichen Epochen, er erlebt im Geiste und Gemüthe die große Schöpfungsgeschichte mit, welche der Wissenschaft nicht nach Tagen, sondern nach Jahertausenden zählt.

Das Thierleben der Alpenwelt.

Naturansichten und Thierzeichnungen aus dem Schweizerischen Gebirge. Von Friedrich von Schudi. Dritte, verb. und verm. Auflage. Mit 24 Originalzeichnungen von G. Rittmeyer und W. Georg. Preis 4 Thlr.

Eine unermessliche Fülle von Orisknungen, eine wirkliche, volle, organische Natur steht in diesem Buche vor uns. — — — Das Werk ist eines der reichsten und schönsten Naturgemälde unserer modernen Literatur. (Stensbuteu.)

Hier in den Schweizeralpen lebte und nun sein sein muß, wer niemals in die Berge steigen darf. — Jede Seite strahlt von der Poesie dieses Buches aus. — Den einen schmeißt das Buch wie Feuer, den Andern lockt es abgewandte. (Deutsches Reich.)

Es ist schwer zu sagen, wo Schudi größere Meisterschaft bewundert, ob in den Organisationszeichnungen, in denen der ethische Charakter jeder Region mit wissenschaftlicher Sicherheit und plastischer Klarheit hervortritt, und die betreffenden Naturzeichnungen in höchster Lebendigkeit dem Auge sich bieten, oder in den einzelnen Thierzeichnungen, die uns die lebendigste Anschauung von der Gestalt und dem Charakter jedes Thieres geben. — — — Ein tüchtiger und gewandter Künstler haben jedoch nicht sowohl die meisterhaften Detailzeichnungen der einzelnen Thiergattungen, als vielmehr jene prächtigen Naturdarstellungen auf uns gemacht, die, gleich vollendet in wissenschaftlicher Gründlichkeit und künstlerischer Darstellung, eine bewundernde Wirkung hervorbringen. (Der Bund.)

